



Seibenunddreissigster Jahrgang.

21. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Am Belt.

Roman

von

Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

In wenig seitwärts von den übrigen lagen auf einem Strohlager ausgestreckt Friedrich Blom und der Student Vergen, beide in der Uniform des fünf- unddreissigsten Regiments. Beide hatten sich schon in früheren Gefechten tapfer ausgezeichnet und zur Belohnung dafür trug Friedrich bereits die Unteroffiziersuniform, während der Knopf des Gefreiten an Vergens Kragen zeigte, daß auch er bereits den ersten Schritt des Avancements gemacht habe, von welchem der Soldatenhumor sagt:

„Wer's zum Gefreiten hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht.“

Beide lagen still neben einander. Jeder war in seine Gedanken versunken und nur hin und wieder sprachen sie leise ein Wort miteinander, aus welchem die freudige Begeisterung des Kampfes widerklang, zugleich aber auch das ernste, klare Bewußtsein der hangen Gefahr, denn alle wußten, daß am kommenden Morgen der Sturm losbrechen werde und daß am nächsten Abend gar viele von denen, die heute hier beisammen waren, nicht mehr zu den funkelnden Sternen des frischen Frühlingsabends aufblicken würden.

„Unteroffizier Blom!“ sagte eine Stimme freundlich, aber doch mit befehlendem Ton, und als Friedrich sich umwendete, sah er hinter sich einen Offizier seiner Compagnie stehen.

„Der Herr Lieutenant befehlen?“ sagte er schnell aufspringend und sich in dienstlicher Haltung vor dem Vorgesetzten aufstellend.

Dieser trat einige Schritte seitwärts und sagte:

„Ich habe zu Ihnen vor allen Vertrauen, Unteroffizier Blom, Sie sind ja aus Begeisterung für die Sache bei

uns eingetreten, und trotzdem haben Sie stets kaltes Blut und ruhige Festigkeit in allen Gefechten bewiesen. Morgen wird es heiß hergehen und niemand weiß, was ihm bevorsteht. Wohl vertraue ich allen meinen Leuten, sie haben sich ja so oft bewährt in unerschrodener Tapferkeit, aber morgen wird es schärfer hergehen als jemals; es könnte doch sein, daß einer oder der andere den Kopf verliert; ich sage es nicht, daß ihr erschreckt oder zurückweicht, aber sie können sich verwirren, auseinander kommen, die Kraft zersplittern bis zum Tode; die zusammengebrängte Kraft ist das Wichtigste beim Sturm, und da ist es doppelt nötig, das ruhige Bewußtsein zu behalten. Sie sollen dicht an meiner Seite bleiben, und wenn ich falle, so übertrage ich Ihnen die Sorge dafür, daß meine Leute nicht auseinander kommen. Es soll sich niemand um mich kümmern, sondern alle geschlossen vorgehen, verstehen Sie wohl, der Feldherr wie der einzelne Offizier muß dafür Sorge tragen, daß sein Fallen dem Ganzen so wenig schadet als möglich. Sie sollen mein Ersatzmann sein nicht bloß im Kommando, sondern auch in der moralischen Führung.“



Menuett. Originalzeichnung von Leopold Schmuylor. (S. 494.)

„Ich danke dem Herrn Lieutenant herzlich für das mir bewiesene Vertrauen,“ sagte Friedrich bewegt, „Gott wird Sie schützen, daß mein Auftrag überflüssig wird.“
 „Jeder ruft Gottes Schutz an,“ sagte der Lieutenant, „und hofft auf denselben, und doch müssen ja so viele von uns ihr Leben lassen. Sie stammen aus dem Herzogtum,“ sagte er nach einem kurzen Besinnen; „ich weiß es, Sie dienen auf Avancement, Sie waren Landwirt, nicht wahr?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ sagte Friedrich.
 „Welche Gegend ist Ihre Heimat?“ fragte der Lieutenant weiter.

„Hier in der Nähe,“ erwiderte Friedrich schmerzlich seufzend.

„Nun,“ sagte der Offizier, „auch Ihnen kann etwas widerfahren; ein tapferer Soldat muß immer daran denken. Haben Sie einen Auftrag an die Ihrigen?“

„Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant,“ antwortete Friedrich mit dumpfer Stimme, „ich bin allein in der Welt.“
 Der Offizier sah ihn verwundert und mitleidig zugleich an.

„Nun,“ sagte er, „leben Sie wohl bis nach dem Sturm. Ich weiß es, Sie sind zum Dienst auf Avancement angenommen, sollten wir uns morgen Abend nicht wiedersehen, so wünsche ich Ihnen von Herzen, daß Sie bald die Epauletten erlangen mögen.“

Er drückte Friedrich die Hand und dieser kehrte ernst und bewegt zu seinem Strohlager zurück.

Mehrere andere Füsilier hatten sich inzwischen sammelt gefunden.

„Was wollte der Lieutenant Schneider von Dir?“ fragte Bergen.

„Er hat mir noch einen Befehl für morgen gegeben,“ sagte Friedrich, indem er sich wieder an die Seite seines Freundes niederlegte. „Es wird heiß hergehen, und da müssen vorher auch die geringsten Kleinigkeiten geordnet sein.“

„Es wird heiß hergehen, weiß Gott!“ rief einer der Füsilier. „Weiß Gott, ich wollte, wir wären erst mitten drin, denn das Warten ist das Schlimmste; man wird müde und matt davon, das ist wie die Schwüle vor dem Gewitter.“

„Und doch ist das Warten die Probe des Soldaten; der ruhige Gehorsam, die stille, gleichmäßige Pflichterfüllung bringt den Sieg mehr noch als der kühne Mut, den jeder brave Mann im Herzen trägt.“

„Und doch ist es nicht schön,“ sagte ein anderer Soldat, „und ich wollte, ich wäre erst mitten drin, denn etwas Kanonenhieb hat man doch immer, wenn die ersten Kugeln pfeifen.“

„Das ist keine Schande,“ sagte Bergen, „das ist der Erhaltungstrieb der tierischen Natur. Diesen Trieb zu überwinden und trotzdem seine Schuldigkeit zu thun, das ist das wahre Verdienst des Soldaten. Es gab einst einen König von Frankreich, dessen Körper so fein war, daß er vor jeder Schlacht zitterte und bebte. Wie würdest du dich erst fürchten,“ sagte der König dann zu seinem Körper, „wenn du wüßtest, wohin ich dich führen werde.“ Und kaum war die Schlacht begonnen, so ritt er an die gefährlichste Stelle und hielt dort unbeweglich so lange, bis die tierische Furcht seiner Gliedmaßen unter seinen Willen niedergebeugt war.“

„Das ist recht, so muß es sein!“ riefen einige Soldaten. „Das muß man sagen, der Bergen weiß immer etwas absonderlich Hübsches zu erzählen; nun will ich mich auch gar nicht mehr ärgern und schämen, wenn mir das Herz klopf bei den ersten Kugeln, und will es machen wie jener König von Frankreich und mein widerspenstiger Körper soll sich wundern, wohin ich ihn führen werde.“

Ein Schuß krachte von den Schanzen her durch die Nacht — ein feindliches Geschöß fuhr mit eigentümlichem Rauseln glühend über die Soldaten hin.

Viele bückten sich hinter die Thür und wurden dafür von den anderen ausgelacht.

„Sie haben recht, sie haben recht,“ rief ein Pionier, „man muß höflich gegen den Feind sein, und ich versichere euch, ich würde mich immer bücken, wenn ein Geschöß gegen mich heranschießt; höflich mit dem Kopf ist besser als hochmütig ohne diesen schätzbaren Körperteil.“

„Der Klinker trifft immer den Nagel auf den Kopf,“ riefen die Soldaten lachend. „Gott erhalte ihm seine gute Laune, dem thun die feindlichen Kugeln nichts, weil er ihnen so kühn ins Gesicht lacht.“

„Nun,“ sagte der Pionier, ein kräftiger Mann, indem sein bärtiges, frisches Gesicht einen ernstesten Ausdruck annahm, „bis jetzt habe ich mit den feindlichen Kugeln immer auf gutem Fuß gestanden, aber damit ist's vorbei, morgen werde ich nicht mehr lachen, aber ich werde doch vergnügt sein, denn ich werde mich da oben beim Apell mit gutem Gewissen melden können. Proßt!“ sagte er, seine Feldflasche an die Lippen setzend, „und,“ fügte er dann, einen kräftigen Zug thugend, hinzu, „und wenn ihr morgen Abend wieder beisammen seid, so trinkt einen Schluck auf mein Andenken.“

„Was sind das für thörichte Gedanken?“ sagte Bergen; „sie muß kein Soldat vor dem Kampf haben, wenn man dem Tod ins Angesicht schaut, muß man die Hoffnung auf Sieg und für das Leben in sich tragen!“

„Ich weiß, was ich weiß,“ sagte der Pionier ernst und feierlich, „aber, bei Gott, ich fürchte mich darum nicht, einmal muß es ja doch aus sein, und so ein schöner Soldatentod in der frischen Jugend ist wahrlich tausendmal besser als Alter und Siedtüm, und, bei Gott, ich werde den Dankes eine hübsche Kostenrechnung für mein Leben aufstellen. Proßt, also heute noch 'mal — auf Wiedersehen an den Schanzen!“

Er that noch einmal einen kräftigen Zug aus seiner Feldflasche, nickte den übrigen zu und verschwand in der Dunkelheit.

Ein düsteres Schweigen folgte auf seine Worte.

Die Soldaten zogen sich einer nach dem andern zurück, um ihre Schlafstellen aufzusuchen.

Friedrich und Bergen blieben allein.

„Glaubst Du an Todesahnungen?“ fragte Friedrich.

„Ich bin Theologe,“ antwortete Bergen, „und habe mich mein ganzes Leben über bestrebt, keinen Aberglauben in mir aufkommen zu lassen; wir sollen unsere Pflicht thun unbekümmert um das, was kommen kann und kommen mag; die Zukunft gehört Gott, er wird sie gestalten unbekümmert um unsere Ahnungen, um unsere Befürchtungen und Hoffnungen.“

„Hoffnungen!“ sagte Friedrich. „Wie fern schon scheint mir die Zeit zu liegen, da auch mein Herz noch hoffte.“

„Hat jenes Soldaten Todesahnung Dich angestekt?“ fragte Bergen fast unwillig. „Kämpfe solche Regungen nieder, sie trüben den Blick und lähmen die Willenskraft.“

„Nein,“ sagte Friedrich, „keine Todesahnungen erfüllen mein Herz, fast im Gegenteil habe ich ein Gefühl von Zuversicht, daß ich morgen nicht fallen werde. Aber doch,“ fügte er dann hinzu, „bewegt mich eine eigentümliche Unruhe, als ob etwas Entsetzliches, Furchtbares mir entgegentreten sollte.“

„Hört mit solchen Thorheiten!“ rief Bergen; „als Dein Freund und als künftiger Geistlicher muß ich Dich behüten vor dem Hang zu geheimnisvoller Schwärmerei, den ich schon oft an Dir bemerkt. Fast scheint es mir, als ob in der That ein Geheimnis Dich drückt; ich habe nicht fragen mögen, weil sich das Vertrauen nicht erzwingen läßt, aber heute, da wir, abgesehen von allen Ahnungen und Vorgefühlen, doch im Angesicht des Todes stehen, heute will ich Dich dennoch fragen, entlaste Dein Herz, wenn ein Geheimnis Dich drückt, und wäre es eine Schuld — dem Tode muß man frei und klar entgegentreten!“

Friedrich stützte eine Zeit lang den Kopf in die Hand.

„Ja,“ sagte er dann, Bergens Hand ergreifend, „Du hast recht, es ist nicht meine Schuld, die mein Herz bedrückt, nicht meine Schuld nach meinem Gewissen, wenn auch der mich für schuldig hält, der mir im Leben am nächsten steht. Höre zu, Du sollst mein Geheimnis erfahren, und wenn ich falle, so sollst Du mich ganz kennen und kein Schatten soll auf dem Andenken Deines Freundes ruhen — ich bin nicht, was ich scheine.“

„Ich wußte es,“ sagte Bergen, „und trotzdem habe ich an Dich geglaubt.“

Friedrich drückte Bergens Hand und dann erzählte er ihm die ganze Geschichte seines Lebens ohne allen Rückhalt, nur den Namen verschwiegen er.

„Zürne mir darum nicht,“ sagte er, „es ist wahrlich kein Mißtrauen, das mich abhält, diesen letzten Schleier zu lüften, überlebe ich den morgenden Tag nicht, so laß mich für Dich einfach Dein Freund Blom sein und bleiben, ich werde dann für die Vergangenheit für immer begraben sein außer meiner Liebe, für die ich gern das Recht erkämpft hätte. Wenn ich falle, so nimm hier diese Briefe, sie sind in doppeltem Umschlag, unter demselben wirst Du die Adresse finden; laß sie an meinen Vater und an meine Meta gelangen, und wenn Du sie siehst, so sage ihnen, daß ein Segenswunsch für sie beide der letzte Atemzug meines Lebens gewesen sei.“

Er zog zwei Briefe in weißem Couvert aus seiner Uniform und reichte sie Bergen.

„Ich danke Dir,“ sagte dieser, „und werde thun, was Du verlangst, und wenn wir beide fallen, nun, so mag unsere Botschaft in Gottes Hand gelegt sein. Nun aber laß uns schlafen, damit wir mit frischen Kräften den morgigen Tag beginnen!“

Er betete halblaut ein Vaterunser. Beide hüllten sich in ihre Mäntel und streckten sich auf ihrem Strohlager zum Schlummer aus. Tiefe Stille herrschte rings umher und in immer längeren Zwischenpausen krachten die Geschöße von hüben und drüben.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Das erste Morgenrauschen des 18. April dämmerte am Horizont auf; in allen Positionen wurden die Mannschaften wach nach kurzem, unruhigem Schlaf.

Friedrich und Bergen drückten sich stumm die Hand. Jeder nahm einen Schluck aus der Feldflasche und die meisten Hände falteten sich zum Gebet.

Fast überall herrschte tiefe Stille, nur hier und da suchte einer oder der andere die innere Unruhe unter lautem Scherz zu betäuben, wurde aber meist von den Kameraden, welche sich in ruhiger Einsicht in sich selbst auf den Entscheidungskampf vorbereiten wollten, zur Ruhe verwiesen.

Friedrichs und Bergens Compagnie lag längs eines Knickes vor einer zu bedeckenden Batterie.

Die Sterne begannen matter zu flimmern; Nebelwolken zogen Gespenstern gleich nahe über die morgenseuchte Erde hin; von dem Turme irgend einer nahe gelegenen Kirche her schlug es langsam vier Uhr und kaum war der letzte Schlag verhallt, als von allen Seiten her ein Donnern und Krachen begann, als ob die Erde sich öffnen wolle und hunderte von Gewittern auf einmal von allen Seiten sich zusammenzögen.

Alle Batterien eröffneten, dem vorher erhaltenen Befehl gemäß, fast in derselben Minute ihr fürchterliches Feuer und von den Schanzen her erfolgte wiederum unmittelbar darauf die Antwort.

Die Geschosse flogen hin und her, durch die Luft rasselnd und knatternd und immer fürchterlicher donnerten die Geschütze, als ob die feindlichen Batterien sich im Schnellfeuer gegen einander messen wollten. Weit umher wurde die Erde von den eisernen Geschossen aufgewühlt. Die Batterien empfanden zunächst die Wirkung des Feuers und schauerlich klang das Aufschreien und Jammern der Verwundeten in die gedeckten Stellungen hinein.

Den gedeckten Positionen war Befehl gegeben, die eisernen Rationen, welche jeder Soldat bei sich führte, abzufressen. Die wenigsten aber machten davon Gebrauch. Wer dachte an das Kochen in solchem Augenblick. Die meisten aßen trocken ein Stück Speck mit dem Inhalt der Feldflasche angefeuchtet. Fast alle zehrten den größten Teil ihres Vorrats auf, denn die innere Erregung machte Hunger und jeder fühlte, daß er seine ganze Kraft an diesem Tage bedürfen werde.

Fünf Stunden dauerte diese harte Soldatenprobe, fünf Stunden lang wütete ein fürchterlicher Artilleriekampf, welcher die feindliche Stellung für den Ansturm vorbereiten sollte, und während dieser ganzen fünf Stunden blieben die Infanteriekolonnen ruhig in ihrer gedeckten Stellung, die tausenden Geschosse über ihren Häuptern.

Mit schwerfälligen, langsamen Schritten ging die Zeit durch die Schrecken der Gegenwart den Schrecken der Zukunft entgegen.

Friedrich und Bergen saßen neben einander, bald in stummem Sinnen, bald in leisem Gespräch. Die Erinnerung des ganzen Lebens steigt bis in die kleinsten Einzelheiten in solchem Augenblick vor der Seele auf, während der Tod in langsamen, aber unaufhaltsamen Schritten mit all seinen Schrecken umgürtet herannahet.

Bergen sprach von den Tagen seiner so einfachen Kindheit, in denen er auf den Dorfwiesen gespielt und die Entbehrung seiner beschränkten Verhältnisse nicht empfunden hatte — eine erblühende Frühlingsblume in lichtem Sonnenaufgang war damals seine höchste Freude, ein trüber Regentag, ein Tadel seines Vaters das traurigste Ereignis gewesen.

Friedrich erzählte von seinen Spielen in dem Park des väterlichen Schlosses; ihm hatte der Zufall alles geboten, und dennoch waren die Erinnerungen seiner Kindheit nicht glücklicher, lieblicher und strahlender als diejenigen seines armen Freundes, und weiter zogen die Erinnerungen vorüber und Bergen sah die Tage des schweren Kampfes mit dem Leben der bitter empfundenen Not wieder vor sich aufsteigen.

Friedrich durchlebte noch einmal in seiner Erinnerung die Zeit seiner Studien und Reisen, seines inneren Widerstreites gegen die Welt, die ihn äußerlich umgab und in ihrem Rann gefangen hielt.

Beide versanken in stilles, träumendes Sinnen.

„Wunderbar,“ sagte Friedrich nach einiger Zeit, indem er sich zu dem Ohr des Freundes neigte, da das Krachen der Geschütze noch seine Worte unverändert machte, „wunderbar, es ist, als ob die Vorempfindung der entscheidenden Stunde ein doppeltes Leben in mir wach rief; ich glaube so ganz einig, so ganz klar mit mir zu sein und derjenigen, der mein Herz gehört, meine Gedanken in dieser Stunde, welche ja vielleicht die letzte meines Lebens sein wird, rein und ausschließlich zuzuwenden, und nun bin ich fast außer Stande, ihr Bild festzuhalten und ihr die Grüße meiner Seele zu senden.“

„Und warum?“ fragte Bergen; „bereust Du es, um Deiner Liebe und Deiner Ueberzeugung willen den Glanz und die Sicherheit eines reichen, vornehmen Lebens aufgegeben zu haben?“

„Nein, mein Freund, nein,“ erwiderte Friedrich, „nicht das ist es. Wohl schmerzt es mich, meinen Vater gekränkt zu haben, der doch auch seine Meinung und Ueberzeugung für die richtige hält, aber keinen Augenblick möchte ich irre werden in meinem Entschluß. Es ist etwas anderes, was mich wunderbar bewegt und fast verwirrt. Ich habe Dir von jener Mathilde gesprochen,“ fuhr er fort, „von der Jugendfreundin, der ich nach dem Sinn und Plan meines Vaters meine Hand reichen sollte.“

„Von der vornehmen Dame,“ sagte Bergen bitter lächelnd, „welche es wünschenswert und nützlich fand, den reichen Erben durch kokettes Spiel zu gewinnen.“

„So glaubte ich, so mußte ich es glauben nach allem, was geschehen war,“ antwortete Friedrich. „Du weißt, daß ich sie haßte, daß ich sie verachtete und die Erinnerung an sie aus meiner Seele reißen wollte in dieser ersten Zeit, in welcher ich mich von allen unreinen, erniedrigenden

Zweifeln losreißen möchte, und doch seit gestern, seit die Hand des Todes über mir schwebt, vermag ich das nicht mehr, ich finde keinen Haß und keine Verachtung mehr in meinem Herzen, aus den fernen Tagen der Kindheit steigt immer lebhafter die Erinnerung herauf, wie sie so freundlich und gut war, wie wir so herzlich als Kinder miteinander verkehrten, und dann sehe ich auch die Bilder der letzten Zeit so ganz anders als vorher. Kaum ist es möglich, daß all ihr herzliches Vertrauen, das sie mir entgegenbrachte, nur ein berechnetes Spiel gewesen sein soll; als ich gezwungen wurde, so hart und rücksichtslos mit ihr zu brechen, da sah sie mich so vorwurfsvoll und schmerzhaft an — jetzt steht ihr Bild wieder vor mir — sie mußte empfunden haben, was in mir vorging, welch ein Verdacht gegen sie mich erfüllte, und wenn sie das empfinden konnte, schmerzhaft empfinden konnte, o, mein Freund, dann war sie nicht schuldig, dann habe ich ihr unrecht gethan, dann wußte sie vielleicht dennoch nicht, dann hätte vielleicht sich alles freundlich lösen können, wenn ich ihr in dem Vertrauen unserer alten Jugendfreundschaft mein Herz geöffnet hätte, wie sie es vielleicht von mir zu erwarten das Recht hatte.“

Bergen schüttelte mit einem halb höhnischen, halb traurigen Lächeln den Kopf.

„Ich kann“, fuhr Friedrich fort, „diesen Gedanken seit einigen Tagen nicht los werden, und wunderbar, wenn ich an Meta denke, wenn ich ihr liebes Gesicht so recht fest in meiner Seele halte, dann verschiebt und verändert sich die Gestalt, wie man es wohl bei den Nebelbildern sieht, die sich in unmerklichem Uebergange verändern. Ich sehe Meta vor mir und bald ist sie es nicht mehr; immer deutlicher tritt Mathilde an ihre Stelle, so daß ich das verschwundene Bild nicht mehr festhalten kann, doch aber bleibt der gute, liebe, wohlthätige Eindruck zurück, der kalte Stolz, der höhnische Hochmut verschwindet — es sind Mathildens Augen, die mich ansehen, aber mit Metas Blicken — es sind Mathildens Züge, aber sie lächeln mich an mit Metas Lächeln. Ich kann sie nicht mehr auseinander halten, nicht mehr von einander scheiden, jedes feindliche Gefühl verschwindet und mit warmen Schlägen wälzt mein Herz dem freundlichen Bild entgegen. Ja, diese Nacht“, fuhr er fort, indem ein leichtes Zittern durch seine Glieder lief, „diese Nacht erschien mir Meta im Traum; ich war bei ihr in der Laube, in der ich so oft mit ihr gesessen, und doch war ich auch wieder hier im Angesicht des Kampfes. Eine wunderbare Wehmuth durchbebt mein Herz, ich wollte Abschied nehmen, ich streckte ihr meine Hände entgegen, sie gab mir die ihrigen, aber da schon war es nicht mehr Meta, es war Mathilde, die vor mir stand, sie sah mich so innig an, ich wollte zurückweichen, aber meine Hände haften in den ihrigen. Meta wollte ich sagen, aber Mathilde klang es von meinen Lippen und mein Knie beugte sich, ich sank zu ihren Füßen nieder; sie beugte sich herab, ihre Lippen berührten meine Stirn und noch jetzt durchschauert es mich mit einem Gefühl unsäglichen Glücks, wenn ich des Traumbildes gedenke.“

„Arme Meta!“ sagte Bergen rau. „Ihr seid sonderbare Wesen“, fuhr er fort, „ihr vernehmen Leute, ihr könnt euch nicht losmachen von den Vorurteilen des Eindrucks, unter dem ihr aufgewachsen seid; immer glaubt ihr dennoch, daß ihr eine eigene Welt für euch bildet, daß nur um dieser Welt willen alles übrige auf Erden da ist, daß nur in ihr alles Gute und Schöne Platz finden kann.“

„Wie unrecht thust Du mir! Wäre es so, wie Du meinst, würde ich dann mit Dir davon sprechen?“

„Du bist besser wie die anderen“, sagte Bergen, Friedrich die Hand reichend, „aber ihr Instinkt ist auch in Dir mächtig; niemand kann sich von seiner Natur losmachen.“

„Ein Traumbild“, fiel Friedrich ein, „das ich mir selbst nicht erklären kann. Wie magst Du so hart urteilen?“

„Aus dem Traume“, erwiderte Bergen, „steigt zuweilen die Wahrheit vor uns auf, die wir wachend von uns weisen. Doch lassen wir das; wozu uns mit Träumen beschäftigen, die Wirklichkeit steht ja ernst genug vor uns!“

Die Kommandos erschallten, die Compagnie trat an. Es wurde eine vermehrte Anzahl von Patronen verteilt und der Befehl gegeben, Helme und Tornister zurückzulassen. Darauf empfing jeder Soldat ein Bünd Stroh und einen leinenen Sack.

Nachdem alles unter lautlosem Schweigen geschehen war, wurde der Vormarsch der dritten Parallele befohlen.

Die Nacht war lau und mild geworden; noch schien der spät aufgehende Mond vom Himmel herab, das ganz allmählich aufströmende Morgengrauen überstrahlend. In tiefem Schweigen, langsamer als sonst, da jeder das Stroh zu tragen hatte, marschirten die Pioniere vorwärts.

Bald war das Ziel erreicht, die Sack wurden mit Sand gefüllt, die Strohballen bereit; denn sobald der Tag angebrochen sein würde, durfte niemand mehr aufstehen. Die Brustwehren des Laufgrabens bedekten die Stehenden und Liegenden; wer aber den Kopf darüber erhob, setzte sich den Kugeln der dänischen Posten aus.

Immer wilder wurde im Morgengrauen der Geschütz-

kampf; es war nur ein Saufen, Brausen und Krachen ringsum. Die aus den Mörsern geschossenen Bomben stiegen mit einem leuchtenden Schweiß im Bogen majestätisch in die Höhe und fielen dann senkrecht herab, tief in die Erde einschlagend und mit dumpfem Krachen plätschend. Niedriger, kaum mehr als manneshoch über den durch die Parallele gedeckten Sturmkolonnen zischten die Granaten hin, aber allmählich wurde das Ohr gegen dieses grauen-erregende Geräusch unempfindlich. Die Pfeifen waren in Brand gesteckt; man rückte näher zusammen und abermals plauderten die Leute von diesem und jenem.

Die Unterhaltung wurde fast behaglich und gemütlich. Die überreizten Nerven konnten die stundenlange Aufregung nicht mehr ertragen. Auch die Abspannung bringt in solchen Augenblicken ihre Wohlthat.

Die Stunden rückten weiter. Die Sonne stieg herauf und die ganze Gegend ringsum bot, trotz der Schrednisse des furchterlichen Geschützkampfes, ein wunderbar schön bewegtes Bild. Die breite Meeresbucht schien in den Strahlen der Frühlingssonne wie von blauem Schimmer überhaucht. Ein stolzes dänisches Kriegsschiff lag auf dem fast glatten Meerespiegel. In weiter Ferne sah man auf den Wellen eine große schwarze Platte mit einigen runden Türmen. Dies war der berühmte Rolf Krake, den die Soldaten scherzhaft Kraf oder Rudolf Krafte nannten, und der sich noch vorsichtig zurückhielt, um nicht vor der Zeit von unseren Batterien kampfunfähig gemacht zu werden.

Je heller es wurde, um so wirkungsvoller wurden die Schüsse der Belagerer, um so häufiger sah man in den dänischen Schanzen Säulen von Rauch und Erdstaub emporsteigen, Balken und Bretter umherfliegen.

Da endlich schwieg plötzlich der Lärm der Belagerungsgeschütze, die Dänen schienen überrascht. Auch von drüben her fielen nur noch einige Schüsse, dann wurde alles still ringsum, fast beängstigend für das an den betäubenden Lärm schon gewöhnte Ohr.

Halblaute Kommandos erschallten.

„Den Sand sack auf die Schulter nehmen und das Gewehr in die rechte Hand!“ so lautete der Befehl.

Dann erklang das verhängnisvolle:

„Marsch! Marsch!“

Die Tambours schlugen den Sturm marsch. Drei Regimentschöre spielten das Lied: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“, und dann ging es hinaus über die Ausfallstufen der Parallele, voran die Schützencompagnien, dann eine Pioniercompagnie und eine Arbeitercompagnie zum Begräumen der Hindernisse, endlich die Sturmcompagnie und weiter hinter ihnen zurück die Reserve.

Sobald die letzten Sektionen der Sturmcompagnien die Stufen erstiegen hatten und im Gilmarisch nach der zweiten Schanze, für die sie bestimmt waren und welche seitwärts von der Schaulsee lag, sich wendeten, kamen sie in scharfes feindliches Infanteriefire. Die ersten Opfer fielen, die schweren Säcke hinderten die Mannschaften, so daß, wenn auch die ganze Abteilung geschlossen blieb, die Sektion sich verirrte.

„Unteroffizier Blom“, rief der Lieutenant Schneider, „vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe, halten Sie sich dicht an mir!“

Friedrich folgte dem Befehl und trat unmittelbar hinter den Offizier.

Die Forderung der Sturmkolonne machte es möglich, daß auch Bergen ganz in seiner Nähe bleiben konnte.

Immer weiter stürmten die Kolonnen vor; sie fanden spärliche Gesträucher auf ihrem Wege, aber dieselben wurden niedergebrosen wie Grashalme; dann kamen verankerte Eggen mit scharfen Eisen spitzen. Die vorausgehenden Pioniere warfen Matrazen und Strohballen auf dieselben und die Kolonnen stürmten darüber hin, fast ohne auf das Hindernis zu achten, das die Dänen für unüberwindlich gehalten hatten. Kartätschenlagen sausten über die Stürmenden hin, wieder stürzten zahlreiche Opfer nieder, aber unaufhaltsam ging es vorwärts über das Feld hin. Bald war die zweite Schanze erreicht. Während die Flügelcompagnien die Kommunikation links und rechts von der Schanze mit dem Bajonett stürmten, bot die Schanze selbst ein starkes Hindernis. Beim Sturm lauf hatte ein Teil der Pioniere, belastet mit den Geräten, nicht Schritt halten können und neben dem Offizier befand sich nur noch der Pionier Klink, welcher einen Pulversack auf der Schulter und eine Lunte in der Hand trug. Die Palissaden des Grabens waren stark und unverfehrt; man mußte auf die übrigen Pioniere warten, um die Art an dieselben legen zu lassen. Die Sturmkolonnen stoppten, dänische Kugeln schlugen zwischen dieselben hinein, es war die Gefahr da, daß alle aufgerieben wurden. In der Verwirrung konnten die zurückgebliebenen Pioniere nicht vorwärts.

„Nun ist es Zeit“, sagte der Pionier Klink, indem er sich zu Friedrich herumwendete, der bis nahe zu ihm vorgezogen war, „nun ist es Zeit, nun will ich den Dänen meine Rechnung machen.“

„Zurück dort hinten einen Augenblick“, rief er, „ich werde Lust machen, Herr Lieutenant, und ihr, Kameraden, sorgt dafür, daß zehn Feinde für mich fallen!“

Er schob seinen Pulversack dicht an die Pfähle heran,

hinter den Palissaden hervor trachten mehrere Schüsse. Klink schwankte, aber er fiel nicht. Seine ganze Kraft zusammenfassend, stieß er die Lunte in den Pulversack, ein Blitz flammte auf, eine weiße Wolke stieg empor. Die Erde bebte, Holzstücke flogen umher. Weit seitwärts wurde der heldenmütige Pionier geschleudert, und als der Dampf sich verzogen hatte, war die Palissadenreihe durchbrochen. Der Weg in die Schanze stand offen und mit lautem Hurra drangen die Stürmenden ein, nicht achtend des scharfen Feuers, das die tapferen Dänen ihnen entgegensetzten.

Wild wogte der Kampf hin und her. Die Dänen leisteten tapfer Widerstand, aber schon waren die Schützencompagnien durch die eine Öffnung der Schanze hindurchgestürzt und hatte eine der schwarzweißen Sturmflaggen, welche die Mannschaften mit sich führen, auf der Schanze aufgezogen. Zwar wurde dieselbe schnell wieder von den Dänen herabgerissen, aber schon der Anblick der eigenen Fahne auf der feindlichen Schanze erfüllte die Truppen mit immer höherer Begeisterung und bald waren die Dänen auseinandergeprengt und niedergeschossen oder sie hatten, die Unmöglichkeit des Widerstandes empfindend und erkennend, ihre Waffen niedergelegt. Schon wehten andere schwarzweiße Flaggen auf den Brustwehren, welche nicht mehr zu halten waren, nur im Hintergrunde derselben stand noch die Artillerie. Einzelne Artilleristen hatten ihre Kanonen bedient und auf die Stürmenden gerichtet, andere hatten die Geschütze vernagelt und die Seitengewehre gezogen. Eine Anzahl von Infanteristen hatte sich mit aufgezogenen Bajonetten um die Kanonen geschart. In der Mitte stand ein Offizier von kräftigem Wuchs, den Säbel in der Hand und mit lauter, wohl-tönender Stimme die Seinigen zum äußersten Widerstand anregend. Sein Gesicht war von Pulverdampf geschwärzt und aus einer Stirnwunde mit Blut überlaufen, so daß man nur die hellglänzenden, von Mut und Entschlossenheit funkelnden Augen erkennen konnte.

Der Lieutenant Schneider drang gegen diesen letzten Mittelpunkt der Verteidigung der Schanzen. Ein dänischer Kanonier senkte seine Lunte gegen das Geschütz, welches seine Mündung unmittelbar vor dem Offizier öffnete. Friedrich sprang heran und stieß den Dänen noch rechtzeitig mit seinem Bajonett durch die Schulter, so daß die Lunte ihm entfiel. Die Dänen gaben eine Salve aus nächster Nähe, aber in der Erregung des Kampfes schossen sie zu hoch, nur wenige Kugeln trafen und immer weniger wurde die kleine tapfere Schar, von den Stürmenden gedrängt. Da stürmte von einer Ecke der Schanze her ein anderer dänischer Offizier; er kam seinen Kameraden mit Kanonen und einigen Infanteristen zu Hilfe. Es war ein hoher, schlank gewachsener Mann von jugendlicher Geschmeidigkeit; aber auch sein Gesicht war von Rauch und Blut geschwärzt, so daß seine Züge kaum erkennlich waren. Er führte seine Leute heran; sein hochgeschwungener Degen sauste in wuchtigen Hieben auf Bergen nieder, der Friedrich gefolgt war und auch in diesem entscheidenden Augenblick an seiner Seite stand. Der schwere Säbel traf Bergens Schulter, das Gewehr entfiel seinen Händen, schlief sank der Arm an seiner Seite herab, während ein starker Blutstrom aus dem Kessel herabströmte.

Friedrich hörte des Freundes Wehruf; er blickte zu ihm hin und sah ihn erbleichend schwanken, während der Däne von neuem den Säbel über seinem Haupte schwang.

Schnell erhob Friedrich sein Gewehr, mit voller Wucht stieß er das Bajonett in die Brust des dänischen Offiziers.

Der Offizier stieß einen Schrei aus, er drückte die Hand auf seine Wunde, taumelnd sank er auf das Knie nieder. Einen Augenblick noch hielt er sich, dann brach er zusammen. Aber indem er zu Boden sank, richteten sich seine Augen weit geöffnet auf den, dessen Waffe seine Brust durchbohrt, und von seinen Lippen klangen die Worte:

„Friedrich — es ist Friedrich — o, meine Agnes!“

Von starrem Entsetzen erfaßt, blieb Friedrich, alles um sich her vergessend, beim Ton dieser Stimme stehen. Er beugte sich zu dem Gefallenen herab, dessen Augen sich geschlossen hatten, und blickte scharf forschend in dessen dampfgeschwärztes Gesicht, und mit schmerzlichem Aufschrei rief er:

„Es ist Arel — es ist Arel — o, entsetzliches Verhängnis!“

Die Stürmenden waren inzwischen immer dichter herangedrängt. Die meisten der dänischen Artilleristen waren neben ihren Geschützen tot oder verwundet zu Boden gesunken.

Der Lieutenant Schneider erhob seinen Revolver und forderte den dänischen Artillerieoffizier auf, sich zu ergeben. Dieser blickte um sich her, er stand fast allein, ringsum starteten ihm preussische Bajonette entgegen.

Da senkte er seine Waffe, faßte die blutige Klinge und reichte den Griff seines Degens dem Lieutenant Schneider hin.

„Sie müssen mir bezeugen, Herr Kamerad“, sagte er, „daß ich hier auf das äußerste alles gethan habe, um meine Pflicht zu erfüllen.“

„Gewiß“, erwiderte der Lieutenant, indem er die Waffe seines Feindes mit verbindlicher Artigkeit empfing, „jeder weitere Widerstand wäre das Opfer eines für Ihr Vaterland kostbaren Lebens.“

Er stellte sich dem überwundenen Feinde vor.
 „Mein Name ist Anker,“ erwiderte dieser kurz und finster.
 „Ah,“ sagte der Lieutenant Schneider, „so habe ich das Glück, einem der tapfersten und berühmtesten Offiziere der dänischen Armee gegenüber gestanden zu haben.“
 Der Lieutenant nickte nur kurz mit dem Kopf; er schien in finstere Brüten versunken.
 „Erlauben Sie mir, einen Augenblick nach meinem

Zimmer hinabzugehen? Ich habe dort einige Wertsachen, die ich an mich nehmen möchte.“
 Er wendete sich einer inneren Thür zu, ohne eine Antwort abzuwarten. Ein Gedanke schien in den Augen des Lieutenants Schneider aufzukommen.
 „Halt,“ rief er laut, Anker entgegnetend und seinen Revolver erhebend, „halt, Herr Kamerad, keinen Schritt weiter oder Sie sind des Todes. Unteroffizier Blom, nehmen Sie fünf Mann mit sich und gehen Sie dort

hinein, Sie werden die Pulverkammer finden. Besehen Sie den Eingang und schießen Sie jeden nieder, der sich demselben naht!“
 Ein bitteres Lächeln spielte um Ankers Lippen, als er so seinen finsternen Gedanken von seinem Gegner erraten sah.
 Friedrich befaß fünf der nächststehenden Soldaten, ihn zu begleiten.
 Noch einmal beugte er sich zu Bergen herab.



Ungarische Bäuerin. Originalzeichnung von G. Vasla. (S. 512.)

„Wie geht es, Freund?“ fragte er schnell, denn ihm blieb keine Zeit, so lange zu bleiben.

„Der Arm ist tot,“ sagte dieser, „der Blutverlust ermattet mich, aber es wird nicht gefährlich sein.“

Friedrich drückte stumm seine Hand, dann schritt er mit seinen Leuten zu dem von dem Lieutenant bezeichneten Eingang.

Er fand in der That, wie dieser es vermutet hatte, ein Gewölbe, in welchem noch eine große Anzahl von Pulversäcken aufgeschichtet war. Er stellte zwei Posten

vor den Eingang, befiel die anderen Leute bei sich und blieb, in schmerzliche Gedanken versunken, ganz betäubt von dem entsetzlichen Verhängnis, das seine Hand zu tödlichem Streich gegen den Jugendfreund und den Geliebten seiner Schwester geführt hatte, in dem halbdunklen Gewölbe, in welches nur gedämpft das Losen des Kampfes hereindrang.
 (Fortsetzung folgt.)

Das Menuett.

(Wid. S. 491.)

„Ich muß wieder einmal ein Tanzfest geben, Leporello!“ sagte Don Juan Tenorio zu seinem Diener, indem er von dem Balkone seines Sevillaner Palastes über die weite blühende Ebene hinausblitzte, auf welcher eben ein Sommergewitter verglort war.
 „O, o!“ meinte Leporello müde und mit seinen unaussprechlichen, matten, übernachtigen Augen und dem gelben, lederenartigen, verlebten Gesicht auf seinen Ritter schauend. „Ein Fest!



Die Weinverteilung. Gemälde von J. Friedländer. (S. 496.)

Als ob nicht alle Tage ein Fest bei uns wäre! Als ob Ihr nicht alle Tage zum Souper eine oder zwei schöne Gefährtinnen und Tafelmusik hätten, als ob nicht gekrante Bräutigame und erkrankte Ehemänner alle Tage einen Heidenpektakel bei uns machten und nicht Töchter und Frauen freizogen und Prügel fielen — in dumpfer Melodie auf meinen armen Rücken!

„Und das nennst Du ein Fest, diese Erbärmlichkeiten!“ rief Don Juan Tenorio mit verächtlichem Lachen. „Lärm gibt's wohl genug bei mir, besonders von zerklüfteten Geschirren, das ihr, dummes Bedientenpaar, auf dem Gewissen habt, aber ein Fest, ein Fest mit tausend Kerzen, mit offenen Türen, wo die Schönheit von allen Gassen hereinströmt und die Eifersucht auf allen Seiten hinausgeworfen werden kann — so ein Ballfest will ich wieder haben. Dieses Sommergewitter hat mich auf die Idee gebracht. Der Sturm, der tolle Donner, die jagenden Wolken, der Regen und dazwischen der drohende, zürnende Blitz — das ist Leben! Und so ein Ball mit fremden Schönen, unvermuteten Intriguen, rasenden Galanen, das ist so ein Sturm — und die hübsche, verliebte, kleine Perlina vom Nachthof unten soll das Blümchen sein, das ich für mich haben will.“

„Nehmt Euch in acht, gnädigster Herr!“ keuchte Leporello ernst. „Man soll den Sturm nicht rufen — 's ist immer ein Stück vom Himmel drin!“

„Mir scheint, Du bist heute über einen Eremiten gestolpert!“ lachte Don Juan Tenorio. „Es lebe die Freude!“

Und abends waren alle Vorbereitungen getroffen und Don Juan probierte nur noch mit seinen Intimsten eine neue Menuettfigur, die eben in die Mode zu kommen anfing. Seine „Cousine“ Donna Mercedes, die sich vor der Langeweile ihres Schlosses und ihres Gatten zu Cousin Juan geflüchtet hatte seit einem halben Jahre, intonierte auf dem „Harpischord“ den Tanz. Donna Melicia, die aus einem strengen Kloster entprungene Nonne, welche sich ebenfalls unter dem Schutz des edlen Beschützers aller Verfolgten, des Don Juan Tenorio, begeben hatte, bewegte langsam ihren Körper, Leporello, der Tausendklünser, begleitete das Harpischord mit der Geige, Don Luis, der Genosse Don Juans, sah am Terrassengeländer und dachte neidisch: „Der Kerl will immer am schönsten sein!“, und Don Juan Tenorio tänzelte mit der glühenden Estefanetta gar zierlich auf und ab in kunstvollen Tanzwendungen und Bögen, mit lachender, affektierter, übermütiger Würde. Die Sonne sank grellgelb und ruhig unter über der weiten grünen Ebene und kein Lüftchen regte sich und kein Sturm war zu ahnen und es war, „als ob der Himmel schlief.“

Dem Vorderthore des Palastes aber näherten sich die ersten Gäste, zwei Damen und ein Caballero, in schwarze Dominos gehüllt, schwarze Larven vor dem Antlitz, wie drei Fledermäuse, die gegen lichtglänzende Fenster schwirren: es war Donna Elvira, die Verlassene, um ihr Lebensglück Betrogene, Donna Anna, deren Vater von dem frevelnden Töge Don Juans gefallen, und Ottavio, der sein zerstörtes Leben zu rächen hatte. In weiter, weiter Ferne begann es zu wetterleuchten. Die drei dunklen Gestalten pochten an und das Menuett auf der Terrasse zirkte immerfort.

Und Cerberus, der Höllehund in der Tiefe, fuhr aus seinem Schlummer auf, schüttelte und dehnte sich und schnupperte dann vor sich hin: er witterte einen neuen Verdammten.

Die Weinverteilung.

(Bild S. 496.)

Friedrich Friedländer ist gerade auf dem Gebiete der Darstellung intimen österreichischen Volkslebens ein ausgezeichnete Meister, das beweist auch unser vortreffliches Bild S. 496. Sehr malerische Erscheinungen sind die österreichischen Invaliden nun allerdings nicht, aber man findet unter diesen, im Schlachten-Donner erproben und meist von schweren Leiden heimgeführten Gestalten ganz prächtige Charakterköpfe, und das ist immerhin schon etwas, ja, für einen Genremaler sogar sehr viel. Auch auf unserem Bilde ist eine ganze Musterkollektion von trefflichen alten Invalidentypen beisammen. Es wird ein Haß Wein ausgeteilt, das wahrscheinlich aus irgend einem festlichen Anlasse den alten Invaliden, die noch keineswegs die Empfanglichkeit für den frühlichen Lebensgenuß verloren haben, gesendet worden sein mag. Friedländer weiß in seinen Invalidendarstellungen einen anspendenden Zug aus der Tiefe des Gemüts quellenden Humors in die Erscheinung zu bringen, und in diesem gemütvollen, anheimelnden Zug liegt zumeist das Geheimnis der Erfolge seiner Bilder.

Die Katastrophe von Samoa.

(Bild S. 498.)

Ein schweres Unglück hat unser Kriegsschiffwader betroffen. Ende März brach ganz unvermutet ein furchtbarer Orkan über die zur Samoagruppe gehörigen Inseln los und traf mit härtester Gewalt die im Hafen von Apia auf der Insel Upolu liegenden deutschen Kriegsschiffe. Das Geschwader bestand aus der Kreuzerfregatte „Olga“, dem Kreuzer „Adler“ und dem Kanonenboot „Eber“. Apia liegt an der Nordseite der Insel Upolu an einem von hohen, steilen, natürlichen Klippen umgebenen, der durch ein quer vorliegenden Korallenriff gegen die Meeresbrandung geschützt wird. Eine fast in der Mitte des Riffes befindliche Senkung gestattet eine bequeme und sichere Einfahrt, läßt aber auch bei nördlichen Winden der starken Meeresströmung freien Eintritt in den Hafen. Außerdem wird letzterer durch ein vom Lande aus in der Mitte vorspringendes Riff in zwei ungleiche Teile geteilt, von denen der kleinere, der westliche, nur wenigen Fahrzeugen Platz bietet, aber am meisten geschützt ist, während der andere Teil für 20—25 größere Schiffe Raum hat, jedoch keineswegs als eine sichere Rhede betrachtet werden kann. In diesem Hafenteile lagen auch die drei deutschen Schiffe vor Anker, welche nach Ausbruch der Feindseligkeiten auf den Samoa-Inseln dahin beordert worden waren, als am 16. März gegen Abend

ein Orkan fast plötzlich mit geradezu elementarer Gewalt losbrach, so daß es den Schiffen nicht mehr möglich war, die offene See zu gewinnen. Der Sturm dauerte mit gleicher Heftigkeit die ganze Nacht hindurch, während welcher eine undurchdringliche Finsternis herrschte. Die Masten und Masten zerklüfteten, und eine haushohe Welle nach der anderen stürzte sich über das Deck, so daß die gesamte Mannschaft sich in den inneren Raum flüchten mußte. Beim ersten Morgengrauen riß die Ankerkette des Eber, der nun, der fessellosen Gewalt der Elemente preisgegeben, von einer Riesenwelle emporgehoben und dann auf ein Korallenriff geschleudert wurde, aber wieder zurückprallte und mit allem, was sich auf ihm befand, in die Tiefe verlor. Während die Wässer sich noch kaum über ihrem ersten Opfer geschlossen hatten, hob eine furchtbare Flutwelle den Adler mit samt den Anker empor und schleuderte ihn auf ein jades Korallenriff, wobei das Schiff ganz umgewendet wurde, mit dem Deck aufschlag und mit dem Kiel nach oben zu liegen kam. Während von dem Eber kaum ein Mann übrig blieb, mit Ausnahme von zehn Leuten, die während des Unglücks gerade auf dem Lande waren, gelang es vielen von der Besatzung des Adler, nach hartem Kampfe mit den Wogen das Leben zu retten. Von den drei Schiffen überdauerte nur die Olga die Wut des Sturmes. Ohne Steuerruder trieb sie, vom Anker gerissen, am Morgen ans Ufer und strandete, so daß die ganze Mannschaft in Sicherheit gebracht werden konnte. Hierbei zeichnete sich durch unermüdlige, heroische und aufopfernde Hilfeleistung König Mataafa mit seinen Leuten aus, also gerade derjenige der beiden aus Samoa rivalisierenden Fürsten, der durch die Entscheidung der Kriegsschiffe zur Untertanung gezwungen werden sollte. Der Verlust, welchen unsere junge Marine durch dies entsetzliche Unglück erlitten hat, ist ein großer, wenn auch die Schiffe nicht zu den besten gehörten. Das weitaus Schmerzlichste dabei ist der Verlust an Menschenleben. Nur das eine mag denen einigen Trost gewähren, die dabei persönlich von herdem Leid betroffen worden: Die wackeren Männer haben in treuer Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes ihren Tod gefunden.

Frühling im Prater.

(Bild S. 499.)

Der Frühling ist da! Der Schnee, der schwer auf den Bäumen gelegen, hat als Thronenstrom die Erde befeuchtet, und die Äste, von der drückenden Last befreit, sind überall mit frischen grünen Trieben bedeckt. Ja, hier und dort gibt es schon ganze Büsche mit wahrhaftigen, frischen, glänzenden Blättern und Blättchen. Und in der Erde da lebt und weht es; denn allenthalben spritzen die Gräser hervor und vorwühige Blümden faden die kleinen blauen und weißen, violetten und roten Köpfchen heraus und gucken in die herrliche Frühlingswelt!

Und dort, wo vor wenigen Wochen nur Eis zu sehen war, waten die Jungen entzückt im Wasser, das da im Sonnenglanze glitzert und funkt. Ja, die Sonne, die ist wieder zu Ehren gelangt und ihre warmen Strahlen legen sich auf Wiesen und Bäume und Sträucher, auf Menschen und Tiere und beschleunigen den Pulsschlag des Lebens und erwecken alles, was da schliefend ruhte und schlummerte, zu neuem Dasein, zu neuem Frühlingsglauben!

Wie düftig sich die leichtbelaubten jungen Bäumchen von der klaren, durchsichtigen Luft abheben, wie das zarte Frühlingsgrün den Augen wohlthut, wie es uns hinaustribt in das Freie, hinaus aus den Straßen der Wiener Residenz, aus dem Menschengewühl in den Prater, der niemals so schön, als wenn der Frühling seinen Einzug hält. Mit welchem Wonnegelächel atmet man die erfrischende, reine Frühlingsluft, mit welcher Lust sieht man da wieder das alljährliche Wunder der erwachenden Natur, mit welchem Eifer sucht man die ersten Frühlingskinder, die Veilchen, als ob sie die allergrößten Erdensätze wären! Jedes Blatt, jede Blume erfüllt uns mit Bewunderung, und so ein Frühlingstag im Prater entschädigt besonders jedes Wiener Kind für das Leid und die Plage des Winters.

Ein Ueberfall im Himalajagebirge.

(Bild S. 498.)

„Es war,“ so schreibt einer unserer ausländischen künstlerischen Mitarbeiter, „in früher Morgenstunde; ich wanderte wohlgenut meines Weges zwischen Baramoola und Muree. Die Straße führt die Bergseite entlang und ist an manchen Stellen so schmal nur wie ein Saumpfad. An solch gefährlichen Plätzen war ein schützendes Gelande angebracht; man hatte da zur Rechten einen mehrere hundert Fuß jäh abfallenden Abhang, zur Linken steile Klippen und wildes Gestrüpp. Wie ich hier so furchig zog, sah ich auf einmal zwei große Affen auf der Felsenbrüstung sitzen. Der eine derselben nahm, wie er mich erblickte, sofort Reißaus und kletterte die Felswand hinauf. Mehr Spasies halber ergriff ich einen Stein und warf ihn nach dem sitzen gebliebenen Gefährten, der sich dann, zähnefletschend, ebenfalls aus dem Staub machte. Ich dachte nicht mehr an den kleinen Zwischenfall, bevor ich jedoch hundert Schritte weiter gegangen, tauchten zwei Steine hart an meinem Kopfe vorbei. Aufblinzelnd gewahrte ich über mir am Rande eines Felsens ungefähr ein Dutzend Affen, alle beschäftigt, Steine aufzunehmen oder nach mir zu werfen. Sie schienen ganz regelrecht erst zu zielen, und thaten dies mit solcher Gewandtheit, daß ich mich nicht lange aufs Beobachten verlegte und meinen Weg mit außergewöhnlicher Schnelligkeit fortsetzte. Einige jener Gräße verprügte ich andern Tags noch, und vermeide seitdem grüßlich mich in die Privatangelegenheiten jener nachlässigen Vierhänder zu mischen.“

Im fernen Westen.

Novelle

von

G. von Barsus.

(Schluß.)

Neuburg saß in düstere Gedanken versunken am Feuer im Innern der einigermaßen wiederhergestellten Wagenburg. Das Schicksal der armen Mary erfüllte ihn mit Verzweiflung, mehr als er sich selbst eingestehen mochte. Er hätte ja mit einem jeden ihm gänzlich unbekannten weiblichen Wesen, das von einem so entsetzlichen Unglück betroffen, tiefes Mitleid gefühlt, sein Herz krampfte sich jedoch schmerzhaft zusammen, wenn er an die schöne Mary Allfield dachte, deren Anmut und Liebeshübschheit ihm, dem armen Vereiter, gegenüber einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht hatte. Der junge Mann schwor sich zu, sein Leben mit Freuden einzusetzen für die Befreiung Marys aus den schrecklichen Händen, in welche ein grausames Geschick sie hatte fallen lassen. Er befand sich in einer so schmerzlichen Aufregung, daß es ihm ganz unmöglich war, ruhig am Feuer zu liegen; er sprang auf und ging außerhalb der Wagen auf und ab, bis endlich körperliche Ermüdung ihn nötigte, sein Lager wieder aufzusuchen.

Am nächsten Morgen konnte Mister Allfield bereits sein Bett verlassen und im Freien an dem gemeinschaftlichen Frühstück teilnehmen. Diese Gelegenheit benützte Broughton, sich dem reichen Handelsberrn vorzustellen und demselben seine Bereitwilligkeit zu erklären, sich und seine Begleiter zur Befreiung von Mary zur Verfügung zu stellen. Old Ben und Neuburg warfen bei diesem Anerbieten dem Agenten einen Blick zu, in welchem deutlich zu lesen war, daß sie auch ohne diese Bereitwilligkeit Broughtons die Befreiung des jungen Mädchens unternommen hätten. Der schlaue Geschäftsmann hatte seine guten Gründe, sich Mister Allfield zu Dank zu verpflichten, der ihm, im Falle der Zweck der Expedition nach dem Schmutzgebirge nicht erreicht werden sollte, später von großem Nutzen sein konnte.

Als das Frühstück eingenommen, sah der Trapper nach den Verwundeten und sandte die zurückgebliebenen Indianer aus, um die Pferde und Maultiere wieder einzufangen. Der Tag verging allen sehr langsam in Erwartung der Botenschaft, welche der Graue Bär zu senden versprochen hatte; namentlich verzehrte sich Neuburg vor fieberhafter Ungeduld. Sein einziger Trost bestand in der Unterhaltung mit Mister Allfield, der große Zuneigung zu dem jungen Manne gefaßt zu haben schien. Gegen Abend endlich ritt einer der roten Krieger, welche den Häuptling begleiteten, auf sehr ermüdetem Pferde die Anhöhe zum Lagerplatz hinauf und brachte Old Ben die Nachricht, daß es dem Grauen Bären gelungen sei, die Fährte des roten Willen und seiner Genossen aufzufinden und dieselben bis zum San Juan-River zu verfolgen; der Häuptling habe auf dem andern Ufer des Flusses die Spur der Desperados weiter verfolgt, während er an Old Ben abgesandt worden sei, um ihm und seinen Begleitern als Führer zu dienen.

Da es bereits sehr spät geworden, beschloß Ben, am folgenden Morgen gleich nach Sonnenaufgang nach dem San Juan-River aufzubrechen. Kaum begann der Tag zu dämmern, so saßen alle zu Pferde, mit Ausnahme von zwei Vaqueros, deren Zustand ihnen nicht gestattete, an der Verfolgung teilzunehmen; sie begaben sich in Begleitung einiger verwundeten Navalo-Krieger mit den Wagen und Maultieren nach dem nächsten Dorf dieses Stammes.

Nach einem scharfen Ritte von fast zwölf Stunden erreichte Ben mit seinen Gefährten das linke Ufer des San Juan, wo die Nacht zugebracht wurde. Am folgenden Morgen setzten sie über den Fluß und folgten den deutlichen Spuren, welche der Häuptling zu ihrer Richtschnur zurückgelassen; sie ritten mit kurzen Unterbrechungen den ganzen Tag auf einem außerordentlich beschwerlichen Pfade längs des felsigen, vielfach zerklüfteten rechten Ufers des Stromes hinab, bis sie am Abend an die Mündung eines kleinen Nebenflusses gelangten, wo der Häuptling der Navalos sie erwartete. Während die übrigen für die Pferde sorgten und mit den Vorbereitungen zu einer kräftigen Mahlzeit beschäftigt waren, stattete der Graue Bär seinem alten Freunde ausführlichen Bericht ab über alles, was er hinsichtlich der Flucht und des Verbleibens von Willen und dessen Genossen ermittelt hatte.

Da die Desperados mit Sicherheit annehmen konnten, daß man nicht zögern würde, sie energisch zu verfolgen, so hatten sie sich auch keine besondere Mühe gegeben, ihre Spur zu verwischen oder zu verbergen; sie waren nur mit möglichst großer Schnelligkeit vorwärts geeilt, um ihren für jeden andern außer ihnen selbst unzugänglichen Schlupfwinkel zu erreichen, der sich am südlichen Abhange des fast dreitausend Fuß hohen, außerordentlich zerklüfteten Berges Alte Peak befand, ungefähr zwei Tage von der Mündung des Chaca in den San Juan entfernt. Sie mußten eilen, ihre Leute so schnell als möglich in Sicherheit zu bringen und einen Ort zu erreichen, wo ihr

Anführer Ruhe und Pflege finden konnte, da ihm die tiefe Wunde, welche er durch das Messer des Sennor Henriquez erhalten, sehr heftige Schmerzen verursachte und ihn in seinen Bewegungen hinderte.

Als Wilson mit seinen Leuten den rechten Nebenfluß des San Juan erreicht, ritten sie auf dem steil ansteigenden Ufer desselben weiter, bis sie an das Felsenlabyrinth gelangten, welches an jener Stelle den südlichen Abhang des Ute Peak bildet. Dort hörte jede Spur der Flüchtlinge auf, wie der Häuptling dem alten Führer mitteilte, auch hatte die Dunkelheit des Abends jede weitere Nachforschung verhindert.

„Ich danke meinem roten Sohne für seinen Eifer,“ sagte Ben, nachdem der Graue Bär seinen Bericht erstattet. „Ich kenne jenes Gewirr von Felsen, Höhlen und Stromschnellen ganz genau; es war schon seit vielen Jahren ein sicherer Zufluchtsort der Jäger und Trapper, wenn die Rothhäute ihnen zu dicht auf den Fersen waren. Der Zugang zu diesen Höhlen ist jetzt nur noch wenigen bekannt; es wundert mich sehr, daß der rote Wilson Kenntnis davon erlangt hat. Es ist gut so. Der Schurke wird sich da oben ganz sicher wägen in dem Bewußtsein, daß kein Mensch im Stande ist, ihn dort aufzustöbern, was wir indes gleich morgen versuchen wollen.“

Bei dem gemeinschaftlich eingenommenen Mahle teilte Old Ben seinen Gefährten mit, was er von dem Häuptling erfahren, worauf sich alle in ihre Decken hüllten, um sich von den Anstrengungen des beschwerlichen Rittes zu erholen. Zeitig am andern Morgen wurde aufgebrochen. Während des Marsches näherte sich Neuburg dem Navalo-Häuptling, um denselben mit Hilfe der wenigen spanischen Worte, welche er auf der Reise gelernt, zu fragen, ob er nicht Spuren von Mary Allfield bei seinen Nachforschungen entdeckt.

„Mein Bruder möge seine Augen weit öffnen,“ erwiderte der Navalo, dem jungen Mann freundlich zulächelnd und auf den schmalen Pfad zeigend, dem sie folgten. „Diese kleinen Huftritte rühren von dem gelben Pferde der weißen Rose her.“

In der That gewahrte Neuburg bei schärferem Hinblicken deutlich kleinere Hufspuren in dem feuchten Boden. Der Häuptling las aus dem blassen, schmerzlich zuckenden Mitleid des jungen Mannes mit dem seiner Rasse eigentümlichen Scharfblick, was in der Seele desselben vorgehen mochte, und versuchte ihn zu trösten.

„Mein Bruder mag ruhig sein wegen des Schicksals der weißen Rose, der Graue Bär und sein weißer Vater werden ihm dieselbe unverfehrt wieder an seine Brust legen. Der Rote Büffel wird nicht wagen, ihre Blätter zu zerrreten.“

Gegen Mittag erreichte die Truppe die Stelle am Ufer des kleinen Flusses, an welchem die Spuren der Räuber aufhörten. Ein Krieger erwartete sie und zeigte auf die Frage Old Bens, ob er nichts weiter von der Fährte der Desperados entdeckt habe, auf eine kleine, unscheinbare Vertiefung hin, die unmittelbar am Ufer unter dem flachen Wasser im Sande sichtbar war.

„Ja, ja, ich sehe es!“ bemerkte der Trapper erfreut. „Mein roter Bruder ist ein erfahrener Krieger, dem nichts entgeht. Die Spitzhuden sind hier in ein Kanoe gestiegen, um über den Fluß zu sehen, und haben ihre Pferde nachschwimmen lassen. Man darf bei einer Verfolgung auch nicht den anscheinend geringfügigsten Umstand übersehen, Mister Gerhard.“ „Sehte er, zu dem neben ihm über das Wasser sich niederbeugenden jungen Mann gewendet, hinzu. „Das Uebersehen der geringsten Kleinigkeit, die mindeste Nachlässigkeit können oft die bösesten Folgen nach sich ziehen, wenn man es mit so kühnen und schlauen Gegnern zu thun hat, wie diese blutigen Schurken sind.“

Als das Wasser oberhalb der Stelle etwas abgeleitet worden, konnte man ganz deutlich auf dem feuchten Sande nahe am Ufer die Spuren der Pferde bemerken, deren Richtung andeutete, daß die Verfolgten an jener Stelle quer über den Fluß gesetzt waren, obgleich das gegenüberliegende Ufer so steil und abschüssig war, daß es unmöglich erschien, an demselben zu landen. Ben erklärte seinen Gefährten jedoch auf die Bemerkung Neuburgs hierüber, daß etwa tausend Schritte weiter aufwärts sich eine Stromschnelle befände, bis zu welcher die Desperados am jenseitigen Ufer hinaufgerudert seien; oberhalb dieser Stromschnelle teile sich der Fluß in wenigstens sechs bis sieben Arme von ungleicher Breite, die sämtlich zwischen den vielfach zerklüfteten hohen Felsen hervorschäumten, welche dort den Abhang des Ute Peaks bildeten. Innerhalb jener vielfach verschlungenen Wasserläufe liege auf halber Höhe eines für den Uneingeweihten ganz unzugänglichen Felsens eine geräumige Grotte, die er selbst schon mehrmals bewohnt und welche jetzt ebenfalls Wilson zu seinem Zufluchtsort gewählt habe.

Man ritt nun bis zu der Stromschnelle hinauf, wo man den zweiten Krieger der Navalos fand, der indes nichts von den Flüchtlingen bemerkt hatte. Da der Führer diese Stelle zur Ueberbreitung des Flusses bestimmt, wurde in einiger Entfernung vom Ufer ein Platz im Walde zum Lagerplatz eingerichtet; dort sollten die Pferde unter Obhut des verwundeten Ingenieurs, der beiden Bergleute und einiger Indianer zurückbleiben, bis es den übrigen Männern gelungen, Miß Mary und ihre beiden

Dienerinnen aus den Händen der Desperados zu befreien. Mister Allfield hatte gleichfalls im Lager bleiben sollen, um den alten Herrn, dessen Kopfwunde nicht einmal vollständig geheilt war, nicht von neuem den Anstrengungen und Gefahren eines Kampfes aussetzen; Marys Vater hatte sich indes entschieden geweigert, zurückzubleiben und unthätig zuzuschauen, wie seine Gefährten für die Befreiung seiner Tochter ihr Leben wagten.

Als sämtliche Vorbereitungen getroffen, brach Old Ben noch an demselben Nachmittage mit seinen Begleitern auf, um zunächst an das entgegengesetzte Ufer des ziemlich breiten Flusses zu gelangen. Da man keine Kanoes besaß, konnte der Uebergang nur auf dem schmalen Felsenrücken bewerkstelligt werden, welcher die Stromschnelle bildete und über den das Wasser mit großer Gewalt schoß; glücklicherweise war im Herbst der Wasserstand nicht hoch, so daß der Felsgrat nur etwa einen Fuß hoch überflutet wurde, doch war derselbe sehr glatt und schlüpfrig. Mit Hilfe der gewandten und sicher auftretenden Indianer gelangten alle ohne Unfall über die Stromschnelle an das jenseitige Ufer, an welchem sie auf einem kaum fußbreiten Rande, einer hinter dem andern, stromaufwärts fortstritten, bis sie zu der Stelle gelangten, wo der erste Wasserarm aus dem Felsenlabyrinth hervorbrach und sich mit dem Hauptflusse vereinigte. Sie befanden sich hier am Eingange zu einem Felsengeirr, wie es deren mehrere in den Gebirgen und Hochebenen zwischen dem obern Lauf des Rio Grande del Norte und dem großen Colorado gibt.

Auf der halben Höhe eines dieser Felsplateaus befand sich eine geräumige Grotte, die aus drei hinter einander liegenden Höhlen gebildet wurde, welche mittelst kurzer, schmaler Gänge miteinander in Verbindung standen; ein steiler, von außen kaum sichtbarer Pfad führte unmittelbar aus dem Wasser an der westlichen Seite der Felswand beinahe zweihundert Fuß hinauf zu dem Eingange der Grotte.

Wilson, der durch einen alten Jäger, mit welchem er früher befreundet gewesen, genau mit der Lage dieser Höhlen und dem Zugange zu denselben bekannt gemacht worden, hatte am Abende zuvor mit seinen fünf Genossen, Mary Allfield und den beiden Dienerinnen die Grotte erreicht, während ihre Pferde auf einem weiter westlich gelegenen, niedrigen und leicht zugänglichen Felsplateau untergebracht waren.

Mary Allfield war, gänzlich erschöpft durch die Anstrengungen des scharfen Rittes, in der zu ihrer Aufnahme bestimmten mittelsten Abteilung der Grotte halb ohnmächtig auf die Decken und Felle niedergefunken, welche ihr zum Lager dienen sollten, worauf ein heftiger Thränenstrom ihrem furchtbar bellommenen Herzen einige Erleichterung verschaffte. Sie hatte bis jetzt keine Ursache gehabt, sich über das Benehmen Wilsons zu beklagen, abgesehen eben von der Thatfache, daß er sie überhaupt gewaltsam mit sich geführt; der sonst so sehr verwilderte Kentuckier schien noch nicht ganz die Achtung vor dem weiblichen Geschlechte verloren zu haben, welche dem Nordamerikaner im allgemeinen gleichsam angeboren ist. Er hielt seine roheren Genossen von jeder Annäherung an die junge Dame zurück und sorgte für ihre Bedürfnisse, soviel es die Eile der Flucht gestattete.

Die unglückliche Mary war voll Verzweiflung und Trauer über den Verlust ihres geliebten Vaters, von dessen Tode sie fest überzeugt war, da sie seinen blutüberströmten Körper am Eingange zu ihrem Zelte hatte liegen sehen, als Wilson sie fortgeschleppt. Das arme Mädchen sah mit Entsetzen der nächsten Zukunft entgegen. Hätte Mary eine Ahnung davon gehabt, daß ihr Vater noch am Leben und in Begleitung tapferer und entschlossener Männer ihrem Aufenthaltsorte so nahe sei, sie hätte die ewig lange Nacht unter weniger schrecklichen Seelenqualen zugebracht.

Am folgenden Morgen trat Wilson mit dem aus kaltem Wildpret und Maibrot bestehenden Frühstück in die von der jungen Dame und den beiden Mädchen bewohnte Grotte und teilte ihr mit, daß sie für längere Zeit daselbst bleiben würde, bis die Verhandlungen mit ihrem Vater oder sonstigen Verwandten über ihr Lösegeld zu einem befriedigenden Ergebnis geführt hätten; er würde so bald als möglich einen seiner Leute nach Fort Defiance senden, um sich von dort aus mit ihren Angehörigen in Verbindung zu setzen, inzwischen könne sie wegen ihrer persönlichen Sicherheit ganz unbesorgt sein, niemand würde ihr etwas zu leide thun, auch dürfe sie ihre beiden Dienerinnen stets bei sich behalten.

Als der Kentuckier sich wieder zu seinen in der vordersten Höhle befindlichen Genossen begeben, besprach er mit dem Manne, den er für die Reise nach Fort Defiance bestimmt hatte, noch die Einzelheiten seines Auftrags, bis ihn ein alter Mexikaner, der schon seit fünfzehn Jahren das Leben eines Desperados in jenen Staaten geführt, mit den Worten unterbrach:

„Ihr habt wohl ganz vergessen, Wilson, daß Old Ben es war, der uns an jenem Abend noch zu guter Letzt zwang, fast mit leeren Händen und aus dem Staube zu machen; denn die Handvoll Juwelen in dem silbernen Kästchen da ist kaum der Rede wert. Old Ben lebt seit vierzig Jahren zwischen dem Colorado und dem Rio Grande, kennt jeden Fels, jedes Thal in diesen Gebirgen ganz genau und wird

sehr bald mit seinen Leuten und den Navalos, mit denen er seit vielen Jahren in Freundschaft lebt, uns hier aufgespürt haben. Wie weit meint Ihr wohl, daß Dickson auf seinem Ritt nach Fort Defiance kommen wird? Gleich am ersten Tage haben die Rothhäute seinen Skalp!“

„Ihr seid ein alter Unglücksrabe und Schwarzseher, Diego,“ entgegnete Wilson. „Wüßte nicht, was den alten Trapper, den Gott verdammen möge, veranlassen könnte, uns in diese Wildnis zu folgen! Etwa wegen der jungen Lady, die er nie gesehen und die ihn gar nichts angeht, oder wegen der Vaqueros und der anderen Leute, denen wir leihthin am Chaca einige Löcher in die Haut gemacht und die ihm gleichfalls ganz fremd und gleichgültig sind? Geht doch, Diego, Ihr seid ein Narr! Ihr habt mir ja selbst gesagt, daß Old Ben mit einem Duzend Weiber gegen die Navalos angesprengt ist; er dient diesen Leuten jedenfalls als Führer auf einem Zuge nach dem Westen, hat also nicht einmal Zeit, sich viel um uns zu kümmern; da er nun einer von den wenigen ist, die um das Geheimnis dieser Grotte wissen, so können wir ganz ruhig sein, kalkulare ich. Keine Rothhaut, wenigstens keine von den Navalos, ist im Stande, den Weg bis zu uns aufzufinden. Lebensmittel und Getränk haben wir zur Genüge, unsere Pferde sind drüben untergebracht und haben hinreichend Futter und Wasser, wir können uns also unbesorgt hier ausruhen und unsere Wunden heilen lassen.“

Die sechs Desperados verbrachten den Tag mit Gesprächen und Kartenspiel, bis die hereinbrechende Dunkelheit sie nötigte, ihr Lager aufzusuchen, da sie es trotz der Verborgenheit ihres Zufluchtsortes nicht wagten, ein Feuer anzuzünden, dessen Schein sie zufällig hätte verraten können.

Old Ben hatte, auf einem schmalen Felsrande fortschreitend, mit seinen Gefährten das südliche Ufer des ersten Wasserarmes erreicht. Nachdem sie eine kurze Strecke aufwärts gewatet, gelangten sie mittelst einer seichten Stelle an das jenseitige Ufer, wo sie sehr bald eine Felsplatte erreichten, die bei dem niedrigen Wasserstande sich ungefähr zwei Fuß über dem Wasserspiegel erhob und genügend Raum für die kleine Schar bot. Der Führer benützte die Zeit bis zum Aufgang des Mondes, um den Männern seinen Plan zur Ueberumpelung der Desperados auseinanderzusetzen und einem jeden genau anzugeben, was er dabei zu thun habe.

Sobald der Mond heraufgekommen, sollten alle dicht an den Felsen entlang, vorsichtig im Wasser wachend, bis zu dem Felsplateau vorgehen, auf welchem die Grotte lag; an der Stelle angelangt, an welcher der schmale Pfad zu den Höhlen begann, sollte der Häuptling der Navalos mit seinen zehn Kriegern, Mister Allfield, Broughton und dem Ingenieur daselbst zurückbleiben, während Ben mit Neuburg, Grimshy, dem Doktor Belmain und Pablo nebst den beiden Vaqueros dem Fuße des Felsens weiter folgen sollten, bis sie die nördliche Seite desselben erreicht. Dort befand sich nämlich ein im Gestrüpp ganz verborgener Pfad, der durch eine Anzahl Stufen gebildet wurde, welche der alte Trapper vor einigen Jahren selbst in den Felsen gebauen hatte und die bis zur hintersten Abteilung der Grotte hinaufführten. Ben hatte diesen ziemlich gefährlichen Pfad in die steile Felswand eingehauen, um sich einen Weg zur Flucht offen zu halten für den Fall, daß es den Indianern, vor denen er sich zu jener Zeit in die Grotte zurückgezogen, gelingen sollte, den Zugang zu derselben auf der westlichen Seite zu entdecken; es kamne demnach außer ihm kein Mensch denselben. Das dreimalige Kreischen eines Falken sollte dem Grauen Bären ein Zeichen sein, daß Ben mit seinen Gefährten jene Stelle an der Nordseite erreicht, worauf denn auch der Häuptling das Ersteigen des Plateaus seinerseits beginnen sollte.

Es war für Allfield, Broughton und den Ingenieur eine harte Geduldsprobe, so lange Zeit bis über die Kniee unbeweglich im kalten Bergwasser zu stehen, doch nahmen sie sich ein Beispiel an dem Häuptling und seinen Kriegern, die wie Bildsäulen, ohne nur ein Glied zu rühren, im Wasser standen. Beinahe eine Stunde verging, bevor der heisere Schrei eines Falken dreimal in der stillen Nacht laut sich hören ließ. Sogleich stiegen die elf Indianer, gefolgt von den drei Weibern, aus dem Wasser und begannen vorsichtig den kaum sichtbaren, fast senkrechten Pfad hinaufzukriechen. Sie mochten etwas über die Hälfte der Höhe bis zur Grotte zurückgelegt haben, als unter den Füßen von einem der drei Weibern, die in dieser Art der Fortbewegung ja vollständig ungeübt waren, ein kleines Felsstück, ein Stein, sich löste, den steilen Abhang hinunterrollte und ins Wasser fiel. Wilson, den die Schmerzen seiner Wunde nicht schlafen ließen, hatte das Geräusch des ins Wasser fallenden Steines gehört, über dessen Ursache der erfahrene Desperado sich sofort klar war. Er sprang auf, weckte seine schlafenden Kameraden und trat mit der Büchse in der Hand bis an den Rand des Felsens vor, von wo aus er einen Teil des Pfades übersehen konnte; er gewahrte zwar nichts Verdächtigtes, da die Indianer und ihre Gefährten sich dicht an das dunkle Gestein geschmiegt hatten, doch war Wilson viel zu erfahren in den Listen und Tücken der Rothhäute, um sich so leicht täuschen zu lassen. Er befahl einem der Räuber, von dem Vorräte in der Grotte einen Armvoll Reisig anzuzünden und damit bis zum Eingange vorzutreten, um den im Schatten des Felsens liegenden Pfad zu beleuchten; kaum

hatte der Mann jedoch das brennende Reisig hoch über seinen Kopf gehalten, als auch sofort ein Schuß fiel und der Desperado, von einer Kugel in die Brust getroffen, über den Rand des Felsens hinabstürzte. Der Graue Bär hatte seine Büchse schußfertig gehalten, als der Feuerschein ihm zeigte, daß sie entzündet seien. Er stieß sein Kriegsgeschrei aus und begann den Pfad weiter hinaufzuklimmen, dicht gefolgt von seinen Kriegern. Zu ihrem Glück befanden sie sich im Schatten des höher aufsteigenden Felsens, über welchen der Mond noch nicht heraufgekommen war, sonst hätten die übrigen Desperados sie sehr leicht sämtlich niederschießen können; auch so mußten sie sich nach wenigen Schritten wieder flach niederlegen, um den Kugeln ihrer Gegner zu entgehen, von denen trotzdem ein Krieger so schwer getroffen wurde, daß er seinen Halt verlor und den steilen Abhang hinunter ins Wasser stürzte.

Da der Häuptling indes wußte, es komme nur darauf an, die Aufmerksamkeit der Desperados auf sich zu lenken, so begnügte er sich damit, sich so viel als möglich vor den Kugeln derselben zu decken und selbst nicht wieder zu schießen, um durch das Ausblitzen des Pulvers seinen Standpunkt nicht zu verraten; seine Krieger und die drei Herren folgten diesem Beispiel. Diese Vorsicht würde ihnen wohl nicht viel genützt haben, da Wilson bereits ein zweites Reisigbündel hatte anzünden und bis an den Rand des Felsens vorschleichen lassen und sich anschickte, die ihm nun deutlicher erkennbaren Indianer durch wohlgezielte Schüsse zu vertreiben, wenn in diesem Augenblicke nicht Ben mit seinen Gefährten den hintern Teil der Grotte



Der Sturm bei Samoa. (S. 496.)

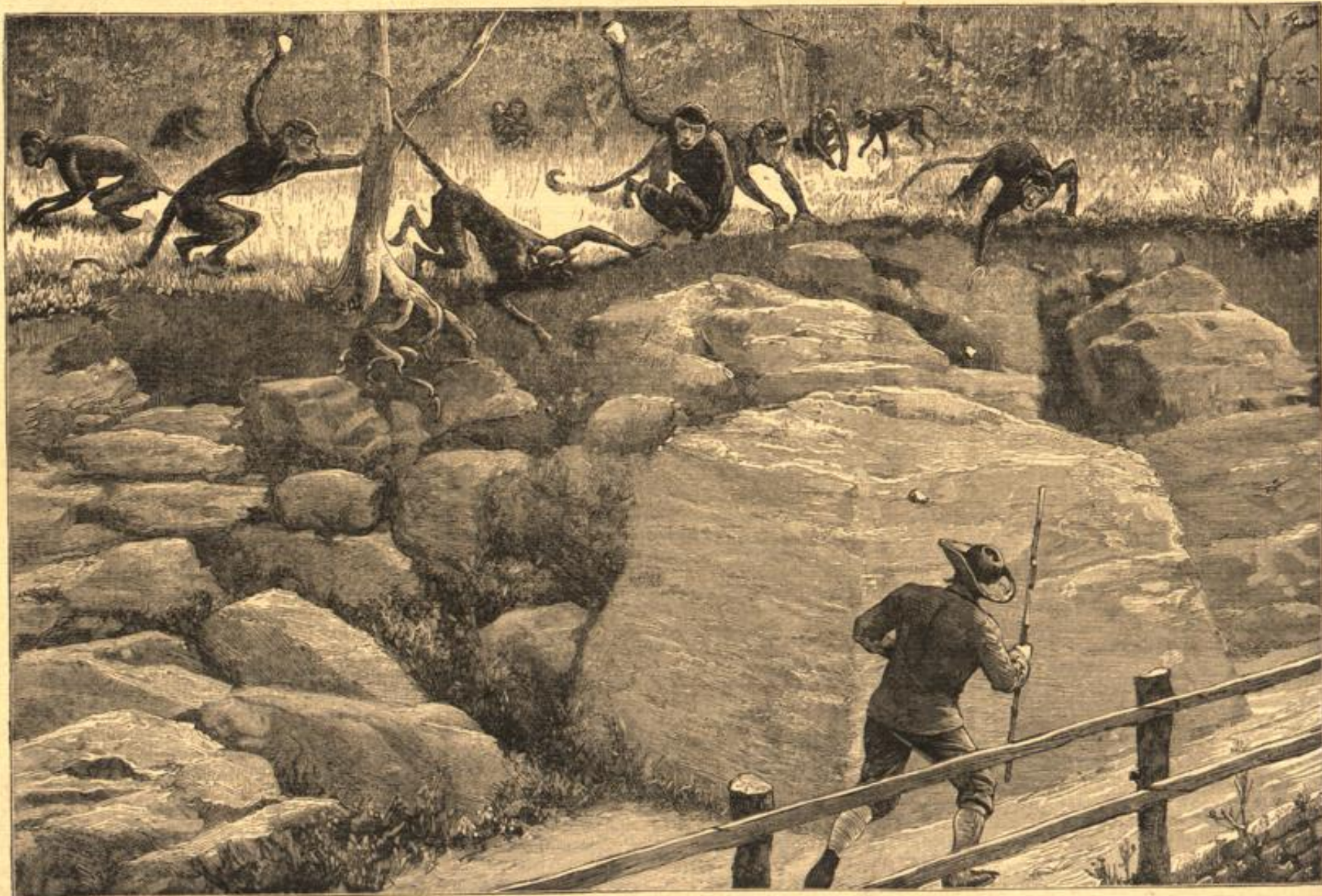
erreicht hätte. Mit großer Mühe war es denselben gelungen, auf den fast senkrecht hinaufführenden Stufen bis zum Eingange der Höhle emporzuklettern, den sie noch nicht erreicht, als die Schüsse auf der andern Seite fielen und sie zur Ausbietung aller Kräfte anspornten, um nicht zu spät zu kommen.

Gerade in dem Augenblicke, als Wilson das zweite Reisigbündel hatte anzünden lassen, trat Ben an der Spitze seiner Leute in die letzte Abteilung der Grotte; kaum erblickte jedoch die zu den Füßen ihrer Herrin kauende Negerin die fremden Männer, als sie ein entsetzliches

Geschrei ausstieß. Wilson, hiedurch auf das Herannahen einer neuen Gefahr aufmerksam gemacht, war mit einem Sprunge in der mittleren Höhle, wo er beim Schein des brennenden Reisigs den verhassten Trapper mit mehreren Männern sich gegenüber sah. Die abgeschossene Büchse von sich schleudernd, zog er sein langes Bowie-messer aus dem Gürtel und stürzte sich mit einem Wutschrei auf die Eindringenden; bevor er jedoch den alten Führer erreicht, stieß er mit Neuburg zusammen, der an Old Ben vorbei ihm entgegengekommen war, durch den Anblick der mit schreckensbleichem Antlitze auf ihrem Lager sitzenden Mary Allfield zur äußersten Wut gereizt. Es begann ein furchtbarer Kampf zwischen den beiden kräftigen Männern; wäre der Kentudier im Vollbesitz seiner herkulischen Körperkraft gewesen, so hätte Neuburg, ungeachtet seiner größeren Gewandtheit, sehr bald unterliegen müssen, so aber hatten Blutverlust und die heftigen Schmerzen der vernachlässigten Wunde Wilson geschwächt, dennoch war er immer noch ein

sehr gefährlicher Gegner für den schwächeren Deutschen. Der Desperado hatte Neuburg bei der Kehle ergriffen und suchte ihm sein Messer in die Brust zu stoßen, während Gerhard mit seiner Linken den rechten Arm des Gegners gepackt hatte, um ihn am Gebrauche des Messers zu hindern, gleichzeitig zerfleischte er mit seinem Hirschfänger den linken Arm Wilsons, um seine Kehle von dem tödlichen Griffe zu befreien.

Kaum eine Minute hatten die Männer miteinander gerungen, denen bei ihren blitzschnellen Bewegungen niemand zu Hilfe kommen konnte, als es Wilson durch eine



Ein Ueberfall im Himalayagebirge. (S. 496.)



Frühling im Wiener Prater. Gemälde von Tina Blau. (S. 496.)

gewaltige Kraftanstrengung gelang, seinen rechten Arm loszureißen und seinem Gegner das Messer in die Brust zu stoßen, einen Augenblick noch hielt sich Neuburg aufrecht, nahm seine ganze Kraft zusammen und durchbohrte die Kehle des Kentuckiers mit seinem Hirschfänger, worauf beide zusammenbrachen.

Während dieses Zweikampfes hatten die übrigen vier Desperados sich auf Ben und dessen Begleiter gestürzt, waren indes kaum handgemein mit ihnen geworden, als sie von dem Grauen Bären und seinen Kriegern, die inzwischen von der Vorderseite in die Grotte eingedrungen waren, im Rücken angegriffen und in wenigen Augenblicken überwältigt wurden. Ben hatte den Indianern zugerufen, die Räuber nicht zu töten, sondern nur zu entwaffnen und zu binden, was auch sehr schnell ausgeführt wurde, so daß die vier Desperados nach kurzem Widerstande, an Händen und Füßen gefesselt, auf dem Boden der Grotte lagen.

Old Ben hatte auf das verglimmende Reifig einen frischen Haufen geworfen, bei dessen Aufkommen Mister Allfield in die mittlere Abteilung stürzte, seine Tochter auf ihrem Lager erblickte und sie mit inniger Freude in seine Arme schloß; das arme Mädchen war vor Schrecken über den vor ihren Augen stattgefundenen blutigen Kampf ganz erstarrt. Nach der ersten zärtlichen Begrüßung zwischen Vater und Tochter riß sich Mary aus den Armen Allfields los und kniete neben dem nur wenige Schritte entfernt liegenden Neuburg nieder, den sie gleich bei seinem Eintritt in die Höhle wieder erkannt hatte, und rief ihrem Vater zu:

„O Vater, es ist Mister Gerhardt, der von jenem schrecklichen Manne getötet worden ist!“

Der alte Herr rief Ben herbei, welcher den Körper des jungen Mannes in die vorderste Abteilung tragen ließ, wo es heller und lustiger war, und sogleich eine sorgfältige Untersuchung der Wunde vornahm, bei deren Anblick der alte Jäger bedenklich den Kopf schüttelte; er that jedoch alles, was eine langjährige Erfahrung ihn in dieser Beziehung gelehrt hatte, erweiterte mit seinem Messer die Wunde, um das in derselben sich festsetzende Blut zu entfernen, reinigte und verband dieselbe, so gut es eben anging, worauf er den noch immer Bewußtlosen auf ein weiches Lager von Fellen und Decken legen ließ.

„Es ist eine böse Wunde, meine junge Dame,“ sagte Old Ben zu Mary, die ihn mit ängstlich fragenden Blicken ansah; „aber noch ist Leben in dem jungen Manne und daher nicht alle Hoffnung verloren, wenn er sorgsame Pflege und Ruhe haben könnte; wie soll man ihm jedoch diese hier in der Wildnis verschaffen?“

„Können wir denn den Verwundeten nicht wenigstens von hier fortbringen,“ fragte Mister Allfield, „wenn es auch nur bis zum nächsten Indianerdorfe wäre? Ich bin dem armen jungen Mann so sehr zu Dank verpflichtet, daß ich mit Freuden zu den größten Opfern bereit bin, um ihm jede nur irgend mögliche Erleichterung und Pflege zu verschaffen.“

„Ich kenne einen Platz, wo der verwundete Herr alles finden dürfte, was zu seiner Wiederherstellung erforderlich ist,“ bemerkte Pablo, der so viel englisch verstand, um zu begreifen, über was verhandelt wurde. „Wenn wir ihn nur von hier oben fortbringen können bis an die Stromschnelle, welche wir am Mittag passierten, so ist es nicht schwer, ihn in einem Kanoe in den San Juan und diesen hinunter bis an den Großen Colorado zu bringen. Unmittelbar beim Zusammenfluß des San Juan mit dem Colorado liegt die große Hacienda Santa Ana, welche dem reichen Senor Martinez gehört, einem Verwandten meines verstorbenen Herrn, den wir oftmals besucht haben; auf der Hacienda findet der arme junge Mann einen Arzt, freundliche Aufnahme und sorgfältige Pflege.“

„Das ist ein guter Gedanke, mein Junge!“ rief Ben aus, dem Westigen freundlich zustimmend. „Sobald der Tag anbricht, machen wir aus Fellen und Decken, von denen hier oben genug Vorrat vorhanden ist, ein Tragbett, das wir schon mit der nötigen Vorsicht hinuntergeschaffen wollen, es sind ja Träger genug da. Mein roter Sohn,“ fügte er in der Sprache der Navahos hinzu, „wird gleich in der Frühe einige Krieger aussenden, um die Kanoes jener Schurken aufzusuchen, die gewiß hier in der Nähe untergebracht sind. Doch nun laßt uns sehen, ob wir nicht etwas zu essen finden, und dann wollen wir schlafen, wir haben unsere Nachtruhe heute redlich verdient.“

Bald lagen die Bewohner der Grotte in festem Schlaf, mit Ausnahme von zwei Rothäuten, welche darüber wachten, daß die Desperados nicht den Versuch machten, ihre Fesseln zu lösen; auch Mary Allfield schlief nicht, trotz ihrer großen Erschöpfung; sie trat sehr oft an das Lager des bewußtlosen Neuburg, wuschte ihm den blutgefärbten Schaum von den Lippen und ließte ihm frisches Wasser ein, das der Verwundete begierig einsog, ohne aus seiner Betäubung zu erwachen.

Kaum begann der Morgen zu dämmern, als Old Ben die Schläfer weckte. Zunächst wurde der Körper Wilsons mit Steinen beschwert und über den Rand des Felsens ins Wasser gestürzt, worauf der Häuptling, nach einer kurzen Besprechung mit dem Trapper, einigen seiner Krieger einen Wink gab, welche sogleich die vier gefesselten Desperados durch die letzte Abteilung der Grotte ins Freie

schaften. Nach einigen Minuten kehrte der Graue Bär mit seinen vier Kriegern zurück, von denen jeder einen noch blutenden Skalp im Gürtel trug; die Räuber hatten nach dem im fernen Westen unter den Jägern und Trappern herrschenden Gesetz den blutigen Lohn für ihre zahlreichen Verbrechen erhalten.

Bald darauf kehrten die ausgesandten Indianer mit zwei guten Kanoes zurück, die sie in einer Felsenspalte aufgefunden hatten. Der Verwundete wurde sorgfältig in Decken gebettet, den steilen Felspfad behutsam hinuntergetragen und in eines der Fahrzeuge auf ein weiches Lager niedergelassen, worauf alle die Grotte verließen. Old Ben, Mister Allfield, seine Tochter mit ihren beiden Dienerinnen und Pablo bestiegen das Kanoe, in welchem Neuburg lag, während Broughton, Grimsby, der Ingenieur mit den beiden Vaqueros und dem Häuptling in dem zweiten Kanoe vorausfuhren, die indianischen Krieger folgten zu Fuß.

Nachdem die beiden Fahrzeuge über die Stromschnelle getragen, wurde an dem Lagerplatze, wo man die Leute mit den Pferden zurückgelassen hatte, ein kurzer Halt gemacht, ein kräftiges Mahl eingenommen und dann nach dem San Juan aufgebrochen, den man noch an demselben Abende erreichte. Ueber dem Kanoe, das Neuburg trug, war von Decken ein Dach errichtet, um den Verwundeten vor der feuchten Nachtlust und tagsüber vor den Sonnenstrahlen zu schützen.

Am nächsten Morgen trennte sich der Graue Bär mit seinen Kriegern von den Weißen, um in sein Dorf zurückzukehren. Mister Broughton war mit Old Ben übereingekommen, Mister Allfield und die Seinigen bis zur Hacienda Santa Ana zu begleiten, von wo aus die Expedition nach dem Schwarzgebirge wieder aufgenommen werden sollte. Während die Vaqueros und Bergleute unter Pablos Führung auf dem rechten Ufer des San Juan ritten, schwammen die beiden Kanoes mit den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft auf dem immer breiter und tiefer werdenden Fluß ruhig hinab.

Es war diese sanfte und ungestörte Art des Transports für den Verwundeten auch unbedingt notwendig, da derselbe im heftigsten Wundfieber lag; erst einen Tag vor ihrer Ankunft in der Hacienda ließ das Fieber nach und kehrte der Kranke zum Bewußtsein zurück, er war jedoch so schwach geworden, daß er weder ein Wort zu sprechen noch ein Glied zu rühren vermochte; nur als Mary ihm einen erfrischenden Trank an die trockenen Lippen hielt und ihm die feuchte Stirn abtrocknete, belebte ein schwacher freudiger Schimmer seine matten, tief eingesunkenen Augen.

Mehrere Monate waren vergangen, seit Mister Allfield mit den Seinigen die Gastfreundschaft des Senor Martinez in Anspruch genommen; die Wunde Neuburgs war zwar schon seit längerer Zeit geheilt, doch litt der junge Mann noch schwer an den Folgen derselben, da das Messer des Desperado die Lunge verletzt hatte; nur sehr langsam kehrten die Kräfte zurück und das Aussehen Gerhards zeigte deutlich, daß er noch recht leidend war. Der Arzt der Hacienda hatte erklärt, daß nur ein längerer Aufenthalt an der Südküste von Frankreich, in Italien oder Ägypten den jungen Mann vollständig wiederherzustellen vermöchte. Neuburg hatte ein schmerzliches, bitteres Lächeln bei diesem Ausspruche des Arztes nicht unterdrücken können, welches dem beobachtenden Blicke des ihm gegenüberstehenden Mister Allfield keineswegs entgangen war. Der Ärmste hatte nicht nur seine Ersparnisse in St. Louis eingebüßt, sondern auch jede Hoffnung verloren, sich mit Hilfe des Mister Broughton im Westen eine Existenz gründen zu können; schwach und unfähig zu jeder körperlichen Anstrengung, war er ausschließlich auf den Beistand des Mister Allfield angewiesen, um nur wieder nach New-York zurückzukehren; wenn er an seine Zukunft dachte, bedauerte Neuburg zuweilen, daß Wilsons Messer nicht etwas tiefer eingebracht war. Dazu kam noch, daß sein Herz von einer heißen Liebe ergriffen war, deren Hoffnungslosigkeit ihm die größten Seelenqualen bereitete. Es war ja auch durchaus nicht zu verwundern, daß der tägliche Verkehr mit einem so schönen, lebenswürdigen Mädchen wie Mary Allfield, ihre warme, fast liebevolle Teilnahme und Sorge für den langsam Genesenden einen tiefen Eindruck auf das Herz des jungen Mannes gemacht hatten. Andererseits fühlte Mary, die sich schon in New-York lebhaft für Neuburg interessiert hatte und sich ihm zu Dank verpflichtet hielt, aufrichtiges Mitleid für den jungen Deutschen, der sie zum zweitenmal aus großer Gefahr zu retten versucht und dabei fast sein Leben eingebüßt hatte; die feinen Manieren Neuburgs, seine angenehme Unterhaltungsart, sein männlicher Charakter, der sich in allem offenbarte, thaten sehr bald das übrige, um im Herzen der schönen Amerikanerin das Mitleid in Zuneigung, in Liebe zu verwandeln.

An jenem Abende, an welchem der Arzt seine Ansicht ausgesprochen, daß Neuburg, nachdem der Doktor sie verlassen, allein mit Mister Allfield unter der Veranda des Wohnhauses; nach einem kurzen Stillstehen sagte der alte Herr plötzlich zu Neuburg gewandt:

„Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, Mister Gerhardt. Sie sind nun, Gott sei Dank, so weit wiederhergestellt, um ohne Nachteil für Ihre Gesundheit eine

größere Reise unternehmen zu können, besonders wenn dieselbe nicht mit erheblichen Beschwerlichkeiten verbunden ist. Wir fahren auf der Dampfschiff, welche unser lebenswürdiger Wirt mir bereits zur Verfügung gestellt hat, den Colorado hinunter bis Arizona-City, von wo wir die Eisenbahn bis San Francisco benützen, mit dem nächsten Paketboot reisen wir dann nach Panama, fahren mit der Bahn nach New-York und von dort mit einem der großen, bequemen Dampfer nach New-Orleans, oder auch direkt nach New-York, wie es uns am besten paßt. Wenn Sie sich dann gehörig bei uns ausgeruht haben, mein lieber Mister Gerhardt, werde ich Ihnen mit Freuden die Mittel zur Verfügung stellen, um nach dem südlischen Frankreich oder Ägypten reisen und sich dort aufhalten zu können, bis Sie vollständig wieder hergestellt sind. Ich nehme durchaus gar keine Einwendungen an,“ fügte der alte Herr schnell hinzu, als er bemerkte, daß Neuburg eine ablehnende Bewegung machte. „Sie haben es mir schon einmal unmöglich gemacht, Ihnen meine Dankbarkeit beweisen zu können, so daß ich noch von New-York her in Ihrer Schuld bin; jetzt nun Sie beinahe Ihr Leben eingebüßt haben, um meine Tochter, mein einziges Kind, zum zweitenmal vom Tode, ja, von noch viel Schrecklicherem zu retten, jetzt würden Sie mich tief verletzen und kränken, wenn Sie mich wieder zurückweisen!“

Dem alten Herrn waren die Thränen in die Augen getreten; auch Neuburg war tief bewegt, er erfaßte Allfields Hand mit herzlichem Drucke und erklärte, daß er mit dankbarem Herzen die gütigen Absichten desselben für ihn anerkenne und annehme, wozu er sich schon durch die Verhältnisse genötigt sehe.

Nur etwas ist mir außerordentlich peinlich, Mister Allfield,“ fuhr der junge Mann fort. „Sie sind so freundlich und wohlwollend gegen mich, daß es mir unmöglich ist, Ihnen länger die vollständige Kenntnis meiner früheren Verhältnisse in Europa vorzuenthalten; gestatten Sie mir, Ihnen dieselben offenherzig mitteilen zu dürfen.“

Darauf erzählte Neuburg dem ihm aufmerksam zuhörenden alten Herrn seine ganze Vergangenheit und ver schwieg weder seinen wirklichen Namen noch die Gründe, welche ihn genötigt, den Dienst und Europa zu verlassen.

„Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, werter Freund, für Ihr Vertrauen,“ sagte Allfield, als Neuburg seine Mitteilungen beendigt. „Nun kann ich Ihnen doch wirklich beweisen, daß der alte Allfield ein dankbares Herz in der Brust hat. Sobald Sie sich vollständig von den Folgen Ihrer Verwundung erholt haben, lieber Neuburg, lehren Sie nach New-York zurück, wo es mir ein Leichtes sein wird, eine passende Stellung für den Retter von meiner Tochter Leben zu finden.“

„Die passendste Stellung für den Retter von Mister Allfields Tochter wäre, den! ich, sehr leicht zu finden!“ rief plötzlich eine fröhliche Mädchensstimme aus, zur nicht geringen Ueberraschung der beiden Herren.

Mary war von einem Spaziergange im Park der Hacienda zurückgekehrt und hatte, ohne es zu beabsichtigen, von der Verandatreppe aus die Bekenntnisse des jungen Deutschen und die Worte ihres Vaters gehört. Sie stieg schnell die Stufen zur Veranda hinauf und stellte sich neben den Stuhl Mister Allfields, der seine Tochter in heiterem Tone fragte:

„Nun, mein kluges Töchterchen, was wäre das für eine Stellung?“

„Die Deines Schwiegersohnes, lieber Papa; nicht wahr, Herr von Neuburg?“ antwortete Mary, mit tieferröthendem Antlitze diesem die Hand reichend, welche der von seinem Sessel aufspringende junge Mann leidenschaftlich an seine Lippen führte, vor glückseliger Ueberraschung unfähig, ein Wort hervorzubringen.

Der alte Herr war völlig verblüfft über diese ganz unerwartete Beantwortung seiner Frage, die vielleicht nicht sehr mit seinen Wünschen und Plänen betreffs seiner Tochter übereinstimmte; doch liebte er sein einziges Kind viel zu zärtlich, um dessen Reigungen entgegenzutreten; auch hatte er Neuburg aufrichtig in sein Herz geschlossen, dessen Vorleben, bis auf eine starke Dosis jugendlichen Leichtsinns, ihm ja nun als vorwurfsfrei bekannt geworden. Als Mister Allfield sich daher von der ersten Ueberraschung erholt hatte, nahm er Marys Hand und legte sie mit einem herzlichen Segensspruche in die Rechte Neuburgs, der noch gar nicht wagte, an das hohe Glück zu glauben, das so plötzlich über ihn ausgeschüttet, und vor dem angebeteten Mädchen in die Kniee gesunken war, deren Hände er mit Küssen bedeckte.

„Ja, ja, mein schöner Herr!“ sagte Mary in scherzendem Tone, um ihre Verlegenheit über diese gänzlich überraschend herbeigeführte Scene zu verbergen, „wir amerikanischen Mädchen sind etwas entschlossener als Ihre schönen, bescheidenen Landmännchen, die aus übertriebener Schüchternheit und Verschämtheit oft das Glück ihres ganzen Lebens verscherzen.“

„Teuerste Mary!“ rief Neuburg aufstehend aus. „Wie hätte ich, der mittellose, unbekannte Abenteurer, es je wagen können, Ihnen mit dem Geständnisse meiner glühendsten Liebe zu nahen! Der Gedanke, Sie könnten nur einen Augenblick wähen, meine Gefühle für Sie seien nicht die reinsten, uneigennützigsten, würde mich stets zurückgehalten haben! Ach, Mary, hochherziges Mädchen! Sie werden

niemals begreifen, wie unendlich Sie mich durch Ihre Entschlossenheit, durch Ihre Ueberwindung, mir die Bahn zu ebnen, befehligen haben! Mein ganzes Leben soll Ihnen zeigen, wie sehr ich Sie deswegen liebe und verehere!"

"Hoho, hoho, junger Herr!" rief Allfeld bei dieser leidenschaftlichen Herzensergießung aus, "hier ist auch noch jemand, der Ansprüche an das thörichte Mädchen dort hat, der auch —"

Weiter kam der alte Herr jedoch nicht; Mary warf sich an die Brust ihres Vaters und brach plötzlich in Thränen aus infolge der nervösen Aufregung, in welche der ganze Vorgang sie versetzt.

"Beruhige Dich doch, mein Kind, meine gute Mary," flüsterte Allfeld der heftig Weinenden zu. "Ich habe ja schon mit Freuden meine Zustimmung zu Deiner Wahl gegeben. Hier, lieber Neuburg," fügte er hinzu, dem jungen Manne die Hand reichend, der ganz erschrocken auf die weinende Geliebte sah, "nehmen Sie das Mädchen, vielleicht gelingt es Ihnen besser als mir, das arme Kind zu beruhigen."

Mit diesen Worten legte er die noch immer Weinende in die Arme Neuburgs und ließ die beiden Liebenden allein auf der Veranda, an deren Eingang er sich aufstellte, um jede Störung von denselben fern zu halten.

Nach sechs Wochen bestieg Neuburg in New-York den für Havre bestimmten Dampfer. Doch nicht allein sollte er an die Riviera gehen; seine ihm vor wenigen Tagen angetraute schöne junge Frau und sein Schwiegervater begleiteten ihn an die Küste des mittelländischen Meeres, wo er unter so ganz unverhofften, glücklichen Verhältnissen bald vollständige Genesung fand.

Briefe aus Sansibar.

Son

Frieda von Bülow.

(Bilder S. 502, 503 u. 504.)

Sansibar, im Juni 1887.

Er auf der See gereist ist, wird erfahren haben, wie leicht die auf den kleinen Raum des Schiffes angewiesenen Reisegesährten einander nahe kommen. Die auf dem "Nizam" und der "Malva" nach Indien fahrenden Engländer brachten mir denn auch in der liebenswürdigsten Weise Teilnahme und Freundschaft entgegen. Sie konnten sich gar nicht darüber beruhigen, daß ich meine schöne Heimat verlassen habe, um in den afrikanischen Enden zu leben, und mit dem steigenden Wohlwollen ihrerseits wurden ihre Bemühungen, mir das Thörichte meines Unternehmens klar zu machen, immer ernstlicher. Immer wieder setzten mir diese britischen Obersten und Hauptleute auseinander, daß jeder Versuch der Deutschen, zu kolonisieren, verlorenen Liebesmühen sein müsse, einmal weil wir nicht das Geld dazu hätten, und zweitens weil der Deutsche nicht die zum Kolonisieren erforderlichen Charaktereigenschaften habe. "Ihr seid vornehmliche Material für unsere Kolonien," sagten sie, "aber es wird euch nie gelingen, die wilden Völker zu beherrschen, weil ihr euch ihren Bedürfnissen nicht anpassen wollt und könnt. Warum werfen Sie Ihre Kräfte weg für eine aussichtslose Sache." Ich widersprach nicht viel, sondern sagte, wir wollten über diesen Punkt in einigen Jahren weitersprechen.

Am Himmelfahrtstag hatten wir das in Sonnenlicht gebadete Venedig verlassen und die Fahrt durch die Adria und das mittelländische Meer bei herrlichem Wetter zurückgelegt. Auch die Fahrt durch das rote Meer war angenehm, da eine sanfte Brise uns einigermassen frisch erhielt. Dieser zwischen die Wüsten Nordafrikas und Arabiens eingeklemmte Meeresarm gilt als der heißeste Fleck unserer befahrenen Erde. Wir brachten es aber fertig, zwischen neun und elf Uhr vormittags auf dem Verdeck ein Würfelspiel zu spielen, bei dem wir uns ganz regelrecht ereizten. Wir hatten allerdings zwei kleine Hindernisse zur Verfügung, die unsere Würfelgeschosse (ledernummerte Kugeln) vom Boden aufhoben und uns reicheten. Das Schiff, welches zwischen London und Bombay hin und her fährt, führte diese Hindernisse als "punkah-boys" mit sich, das heißt, sie sind dazu angeordnet, um den von der Decke des Salons und Treppenhalls herabhängenden Fächer in schwingende Bewegung zu setzen. Dadurch wird den darunter Sitzenden so viel Luft zugeführt, daß sie ohne zu große Pein essen oder sonst eine liegende Beschäftigung verrichten können. Ganz herrlich waren die Abende. Frische Seeluft, sternenklarer Himmel, Phosphoreszenzen im Kielwasser und der Mondstrahl über den Wellen wie eine breite Straße von weißem Licht. Hatten wir uns genugsam an der Naturschönheit erfreut, so pflanzten wir die bequemen Stühle um das auf dem Verdeck postierte Klavier zu gruppieren und uns an Spiel und Gesang zu ergötzen. Wir hatten einen sehr musikalischen Offizier an Bord, der in London anständig und englischer Unterthan war, jetzt aber mit Weisenköpfen nach Indien reiste, "to make money". Mit diesem sang ich zweistimmig deutsche Volkslieder, wozu Britisch-Indien mit ganz italienischer Lebhaftigkeit Beifall klatschte. Aber auch unter den jungen indischen Offizieren gab es musikalische Kräfte, die uns manches Gute zum besten gaben.

In Aden, welches wir am 31. Mai erreichten, mußte ich mich von dem guten Schiff und den meisten der mir lieb gewordenen Reisegesährten trennen, was mir und ihnen aufrichtig leid that. Die alten Freunde brachten uns an Bord der bereits im Hafen liegenden "Mella" und empfahlen uns der ganz besonderen Obhut, die Malva setzte ihren Weg nach Indien noch an demselben Tag fort, während die Mella bis zum nächsten Mittag vor Anker lag.

Aden sieht aus, als wenn es der liebe Gott den Menschen zur Strafbildung geschaffen hätte. Unmittelbar hinter den Häusern erheben sich kahle Felsen, die tagsüber die Glut der Sonnen-

strahlen aufnehmen, um sie nachts auf die Häuser zurückzuwerfen. Kein Baum, kein Strauch, keine Blume, nein, nicht einmal ein Grashalm zeigt sich dem Auge — nichts als Fels und Sand und Sonne. Und in diesem Nest liegen englische Truppen!

Ich sah auf der Holzverkleidung des Steuerrads und stellte mir recht lebhaft die Annehmlichkeiten eines Thüringer Waldgrundes vor. Da kam unter dieser Kapitän, ein Bild behaglichen Wohlwollens, und bat mich, ihm mit meinem Französisch auszuweichen, es seien da ein paar Priester, die er nicht verstehen könne. Die Herren kamen aus Algerien und gehörten dem in Sansibar stationierten Orden der weißen Brüder an. Es waren schöne, hochgewachsene Gestalten, und die langen weißen Gewänder sahen äußerst malerisch aus. Sie meldeten sich nebst fünf ihrer Ordensbrüder als Passagiere nach Sansibar an. Von dort aus sollten sie nach einem weit vorgeschobenen Missionsposten nach dem Tanganjikasee reisen. Als die frommen Herren in ihrer Barke wieder davonrudernten, meinte der Kapitän lachend: "Wir werden aber eine sehr schlimme Fahrt haben mit so viel Propheten an Bord."

Gegen Abend unternahmen wir in Begleitung des Kapitäns und des italienischen Konsuls von Sansibar, Mr. Filonardi, eine Fahrt ans Land. Auf der Veranda des Zollhauses saßen wir mit den indischen Zollbeamten, tranken Eistimonade, aßen Mangos und ergötzen uns an dem fremdartigen Leben auf dem Platz vor uns. Da hockten die dunklen Somali in Gruppen und schwaitzten, da ritten magere Araber auf Eseln oder Kamelen einher, da rasteten reiche Indierfamilien, in Gold und bunte Seide gekleidet, in ihren schabigen europäischen Kutschen vorüber. Von Zeit zu Zeit überschritt auch ein britischer Soldat in weißer Uniform und Korkhelm den Platz und zeichnete sich aus durch stramme Haltung und festen Gang.

Als wir nach unserem Boot zurückgingen, war es Nacht geworden und die bledere Bürgerstadt der Hafenstadt begab sich zu Bett; aber dazu ging man nicht in das stille Kämmerlein, sondern auf dem freien Platz am Hafen standen die Ritanden — so heißen die dortigen Betten, eine Art roher Pristiken mit Matratzen oder Decken belegt, wie sie die Eingeborenen Ostafrikas fertigen. Während wir dies große allgemeine Schlafgemach durchwanderten, ging rechts und links die Abendtoilette vor sich, oder wir streiften solche, die bereits in süßen Schlummer lagen, welches sich durch ihr Schnarchen kund that.

Diese Nacht brachte uns noch eine böse Bekanntschaft! Als meine Gefährtin und ich gegen elf Uhr abends unsere nicht allzu saubere Kabine betraten, da froch und krabbelte, raschelte und schwirrte es um uns her von riesigen schwarzen Käfern, ähnlich unseren Küchenfliegen, aber in zehnmal vergrößerter Auflage, mit langen Beinen und unheimlicher Schnelligkeit der Bewegung. Das waren die berühmten Kokotischen, hier auch Kakerlaken genannt. Ich gestehe, daß es mich kalt überließ und daß die Gemütsruhe, die ich, um meine entsetzte Gefährtin zu beruhigen, an den Tag legte, eine erhabene war. Wir begannen zunächst ein Treibjagen, wobei Schwester Bertha, die verwegenere auf den Feind losging als ich, jedesmal laut aufschrie, wenn eins der durch unsere Schläge getroffenen lieben Geschöpfe jappelte und furred auf sie herabsiel. Unser Freund, der Konsul, erzählte am nächsten Morgen, daß er sich in seiner Kabine vor Lachen geschüttelt habe. Uns war indessen die Sache mehr tragisch als scherzhaft. Gegen Mitternacht beschlossen die todesmutigen Heldinnen, dem Feind das Feld zu überlassen und, in Regenmäntel gekleidet, sich auf das Verdeck zurückzuziehen. Wir sind übrigens später mit einer Karbolsäure ziemlich erfolgreich gegen die Unholde zu Felde gezogen, und so lange wir hohen Seegang hatten, beschrien sie uns überhaupt wenig mit ihrem Besuch. Leider bewahrheitete sich unseres Kapitäns Trophegerung. Am Kap Gardafui erhob sich ein Monsun und spaltete die Wasserwegen von allen Seiten über das Schiff. Wir waren in die Kajüte verbannt und hatten Gelegenheit, uns den ergiebigsten Betrachtungen über den Reiz der Seefrankheit hinzugeben. Unser maderer Kapitän wartete unterdessen mit seinen Offizieren in bloßen Füßen auf dem Verdeck herum und belustigte sich des Nachts damit, fliegende Fische zu fangen, die in großer Zahl an Bord geworfen wurden und die man uns dann als Lederbissen zum Frühstück vorlegte. Der Kapitän fing mit eigenen Händen in einer Nacht dreißig Stück. Den Äquator passierten wir unter strömendem Regen und so kühlem Wind, daß diejenigen Herren, die sich mittlerweile wieder auf dem Verdeck aufhalten konnten, genötigt waren, die Ueberzieher hervorzuziehen.

Ich kann gar nicht sagen, welchen Grad von Wohlbehagen ich empfand, als nach langem heftigem Schauern die Mella im Hafen von Lamu den Anker auswarf. Die See ging noch immer sehr hoch und die ans Land ausgeschickten Boote hatten große Not, wieder an das Schiff zu kommen. Meine Gefährtin war unter dem Schutz des Herrn Missionar Greiner und in Gesellschaft mehrerer anderen Deutschen an die Küste gefahren, um endlich einmal wieder Gottes Erde unter den Füßen zu fühlen. Aber dieser Spaß wäre den Vergnügungsreisenden beinahe sehr teuer gekommen, denn nachdem sie sechs volle Stunden lang bis in die tiefe Nacht vergeblich versucht hatten, das Schiff wieder zu erreichen, mußten sie sich entschließen, unter freiem Himmel auf Sand und Steinen zu übernachten. Am folgenden Morgen kamen sie dann mit Hilfe unserer geschäftig manduvirenden Offiziere, die vom Schiff aus zu Hilfe kamen, noch glücklich in sehr zerfetztem Zustand und halb tot vor Ermüdung bei uns an.

Ich hatte indessen, schwach und matt von dem langen Fasten, bezüglich auf meinem Schiffskuhl gelegen, als Mr. Filonardi mir zurief: "Da kommt ein Kahn mit Ihrer Fahne!" Wie elektrisiert sprang ich auf, bemächtigte mich eines Fernglases und sah richtig das Boot mit der schwarz-weiß-roten Flagge, und bald konnten wir zwischen den schwarzen Ruberern zwei Europäer unterscheiden. Es waren die Herren Gustav Venhardt und Lieutenant Ramke, die an Bord kamen, um die Post aus Deutschland in Empfang zu nehmen. Die Herren hatten am Tag vorher das von Sansibar kommende Schiff getroffen, das Herrn Generalkonsul Arendt und seine Schwester an Bord hatte, und konnten uns somit die neuesten Nachrichten aus Sansibar übermitteln.

In Lamu schon überfluteten schwarze Verkäufer und Bettler unser Schiff, noch mehr aber zwei Tage später in Mombassa. Hier in Sansibar gibt es zwei Themata, die in beständiger Wiederholung und mit sehr geringen Variationen die Unter-

haltung der Europäer ausmachen, nämlich 1) der Kampf gegen das Klima und 2) der Kampf gegen die eingeborene Bevölkerung. Ich habe Herren gehört, die mit großer Gelassenheit den Gefahren der Mittagssonne, der nächtlichen Erkältungen und giftigen Bodenaussdünstungen entgegenstehen, dagegen mit grimmiger Geringachtung der unglaublichen Indolenz, Beschränktheit und Unzuverlässigkeit der Schwarzen Erwählung thäten; andere wieder bekreuzten und segneten sich, wenn sie des afrikanischen Klimas gedachten, sahen dagegen in der einheimischen Bevölkerung ein bildungsfähiges und in der That ausgezeichnetes Arbeitsmaterial. Ich habe mit einiger Spannung der persönlichen Bekanntschaft mit unseren dunkelfarbigen Landsleuten entgegengegehen und war immer in der Erwartung eines unangenehmen Erstbegegnens. Dies blieb ganz aus. Die Sympathie, die mir die überaus lebhaften süditalienischen Taugenichtse stets eingestößt hatten, hielt auch den Somali und Suaheli gegenüber stand. Diese lachenden großen Kinder schienen mir wirklich sehr belustigend. Sie boten in Mombassa kleine Affen zum Verkauf, Bananen, Mangos, Apfelsinen, Hühner, Ananas, Schildkröten und sogar einen großen Hummer brachten sie geschleppt, der in allen Farben des Regenbogens glänzte. Auf mich besonders hatten sie ihre Zuversicht gesetzt, richtig schliefend, daß die meisten Damen weiseren Gemütes sind als die gefürchteten Herren. Sie umringten mich zu Duzenden, hielten mir ihre Verkaufsgegenstände unter die Nase und boten mir Geschenke an (natürlich um wertvollere Gegengeschenke zu empfangen) und schmeichelten mit Wort und Blick. Ich nickte ihnen Beifall zu, was sie sehr ermunterte, that aber, als wüßte ich gar nicht, worauf sie hielten, und kaufte nichts. Nur einem Jungen, der mit ergreifender Ausdauer während zwei geschlagenen Stunden mich mit fliehenden Blicken von herzbeweglicher Beredsamkeit verfolgt hatte, schenkte ich kurz vor der Abfahrt des Steamers einen "Bashich" zum Lohn für seine ausgezeichnete Mimik und veranlaßte ihn noch, mir "danke schön" in deutscher Sprache zu sagen. Schließlich bellagte sich aber unser guter Kapitän darüber, daß ich diese Lärmmacher noch ermunterte. Unser Freund, der italienische Konsul, hatte übrigens den Schwarzen einen kleinen Affen abgekauft, der uns auf der Weiterreise zum Zeitvertreib diente. Aber nicht nur das, Hassan entwickelte sehr nützliche Eigenschaften. Wir banden ihn des Nachts in unserer Kajüte fest und gewährten zu unserem nicht geringen Vergnügen, daß das Tierchen mit Palfion und Erfolg Jagd auf unsere Feinde, die Kokotischen, machte.

Nachdem wir am Morgen des 14. Juni im Kanal von Pemba noch zu guter Letzt auf eine Sandbank gelaufen waren und ungefähr sechs Stunden gebraucht hatten, um wieder flott zu werden, erblickten wir noch vor Sonnenuntergang die schönen Palmenwälder der Insel Sansibar. Bald nach Dunkelwerden erglänzte vor uns das elektrische Licht auf dem Schloß turm des Sultans und hatten wir somit das Ende unserer Fahrt erreicht. So sehr ich mich aber auch in diesen vierzehn Tagen an die Mella gewöhnt hatte, so wünschte ich doch im Interesse aller Afrikanisierenden, insonderheit der Damen, daß baldmöglichst unsere schönen Bremer Lloydsschiffe ihren Weg regelmäßig über Sansibar nehmen möchten!

Sansibar, im Juni 1887.

Wir haben als Kinder mit Vorliebe in den Märchen von "Tausend und Eine Nacht" gelesen, die unsere Eltern in einer umfangreichen Prachtausgabe besaßen. Hier unerhöpliche Folianten waren es mit zahlreichen Holzschnitten. Diese orientalische Märchenwelt steigt wieder vor mir auf und scheint Fleisch und Blut anzunehmen, wenn ich mich abends in das Innere der Stadt wagt. Wir gehen durch eine enge, finstere Gasse, zu beiden Seiten arabische Steinhäuser, deren altersgeschwätzte Mauern nach der Gasse zu fast fensterlos sind. In einem tiefen Pfortchen, dessen schwere Holzthüre von reich geschnitzter indischer Arbeit ist, leuchtet unbeweglich eine weißverschleierte Araberin. Sie scheint jemand zu erwarten. Wir beachten sie nicht und gehen vorüber. Hinter uns ertönt, um eine Ecke biegend, der einformige und gellende Wechselgesang schwarzer Kostträger, und das Trappeln ihrer nackten Füße hallt eigenmächtig zwischen den engen Mauern wider.

Wir biegen in eine belebte Straße ein. Aus einer Moschee schallt der Chorgefang andächtiger Mohammedaner. Wir sind nämlich im Ramadan, dem Monat, der strengen religiösen Übungen gewidmet ist. Wir erlauben uns vor der weitgeöffneten Eingangstür Halt zu machen. Da knien die Betenden in langen Reihen, eine Reihe dicht hinter der andern, das heißt, sie hocken auf untergeschlagenen Beinen und fügen unter beständigen tiefen Verneigungen und nach bestimmter Vorschrift ausgeführten Handbewegungen ihre Kniepen ab. Zahlreiche Kriechlampen, die von der Decke herabhängen, beleuchten wunderbar die braunen, schwarzen und gelben Gesichter. Die Schwarzen, die den Hauptbestandteil der Gemeinde ausmachen, sahen übrigens gerade aus, als habe ihnen ein preussischer Lieutenant "Augen rechts!" kommandiert. Unbeschadet ihrer Andachtsübungen haben sie in langen Reihen die Gesichter uns zugekehrt und betrachten uns mit nicht geringerem Vergnügen als wir sie. Um sie nicht ferner zu zerstreuen, gehen wir weiter. An der nächsten Ecke strömt uns süßer Blütenduft entgegen. Dies ist die sogenannte Jasmincke. Hier werden in den Abendstunden große Haufen von Jasminblüten auf niederen Holzstischen feilgehalten. Die reichen Araberinnen hängen sich mit diesen Blüten vor dem Schlafengehen das Kopfkissen. Wir befinden uns jetzt auf einem mit äppigem Unkraut überwucherten Platz. Vor uns steht eine malerische Ruine mit maurischen Vogenschnitten, zur Hälfte ein Trümmerhaufen. Was eben hier zusammenfällt, bleibt liegen, und wenn's mitten auf der Straße ist. Auf dem zerfallenen Gemäuer wachsen schlankstämmige Melonenbäume, unter deren wunderhübschen Blätterkronen gleich riesigen Feigen die grünen Melonen hängen, hier eine beliebte Speise. Lange, stammbartige Wurzeln klettern außen an der Mauer bis auf die Straße hinunter. Dort sitzen einige indische Jungen um ein kleines Holzfeuer. Sie verbrennen Weichholz in einem Kohlenpfännchen und der Räucherduft trägt uns italienische Kirchengedenken zu. Diese Indier haben träumerische, schöne Augen, aber träge Bewegungen und das Gepräge von Weichlichkeit viel stärker als die Schwarzen. Nicht weit von ihnen rösten Weiber Erdnüsse. Für ein paar Peja kauft unser schwarzer Diener seine rote Mähne voll. Man

entfernt die geröstete Schale und der Kern schmeckt unserer Haselnuß ähnlich, nur darf er beim Rösten nicht angebrannt sein.

Sansibar, den 25. Juni 1887.

Täglich durchziehen des Sultans Truppen die Hauptstraßen mit Pfeifen und Trommeln, ein Höllenlärm! Im Lieblingsregiment befinden sich zwei rotuniformirte Fahnenträger und zwei Pioniere mit Bärenmützen, die Art als Waffe in der Hand. Neulich besuchten wir abends unter Führung eines schwarzen Laternenträgers unsern Missionar, der mit seiner Frau und Nichte wenige Straßen von uns sein Quartier aufgeschlagen hat. Wir gingen am Strand hin, küßn die schmutzigen Kinnhale, die diese Promenade alle drei Schritte weit durchqueren, überspringend. Da hebt sich dicht vor mir auf einmal im Dunkeln etwas vom Boden, ich stutze, — es reckt sich schlangenartig



Frau eines afrikanischen Häuptlings.



Wasserträgerin.



Wäscherin.

in die Höhe und ich erkenne, daß ich im Begriff war, über den Hals eines lagernden Kameles zu stolpern. Nun gewahrten wir beim Schein der Laterne Kamele von allen Seiten, aber die biedereren Tiere ließen uns unbeachtet ihren Lagerplatz überschreiten. Seitdem sind wir mehrmals kurz vor Sonnenuntergang dieses Weges gegangen und haben uns dann unringt von dem sansibaritischen Hausgetier geizen, ein Durcheinander von Kamelen, Büffeln, Ziegen, Mastsejeln und Hühnern, von zahllosen Fliegen und Mücken umschwärmt.

Auf demselben Spazierweg am Meeresufer, gerade vor dem Sultanspalast, stehen vier bis sechs morische Holzställe mit verrostetem Eisengitter. Dort haust des Sultans Menagerie, ein zahmer Löwe, eine böse Löwin, ein Jaguar, eine Art Stachelschwein und noch ein paar kleinere Bestien. Ein Panther, der zahmste von der Gesellschaft, ist in der säulengetragenen Vorhalle des Palastes als Kettenhund an einen Strick gebunden und die Vorübergehenden schälern mit ihm. Auch mit dem Löwen pflegt man sich zu unterhalten, besonders sind ihm die Europäer gut. Mein Bruder neckte den Wüstenkönig neulich mit seinem Regenschirm, aber unser Löwe, nicht faul, umfaßte den Schirm mit den beiden gewaltigen Zähnen, zog ihn gemächlich in den Käfig und freute sich des Spielzeugs. Mein Bruder lachte

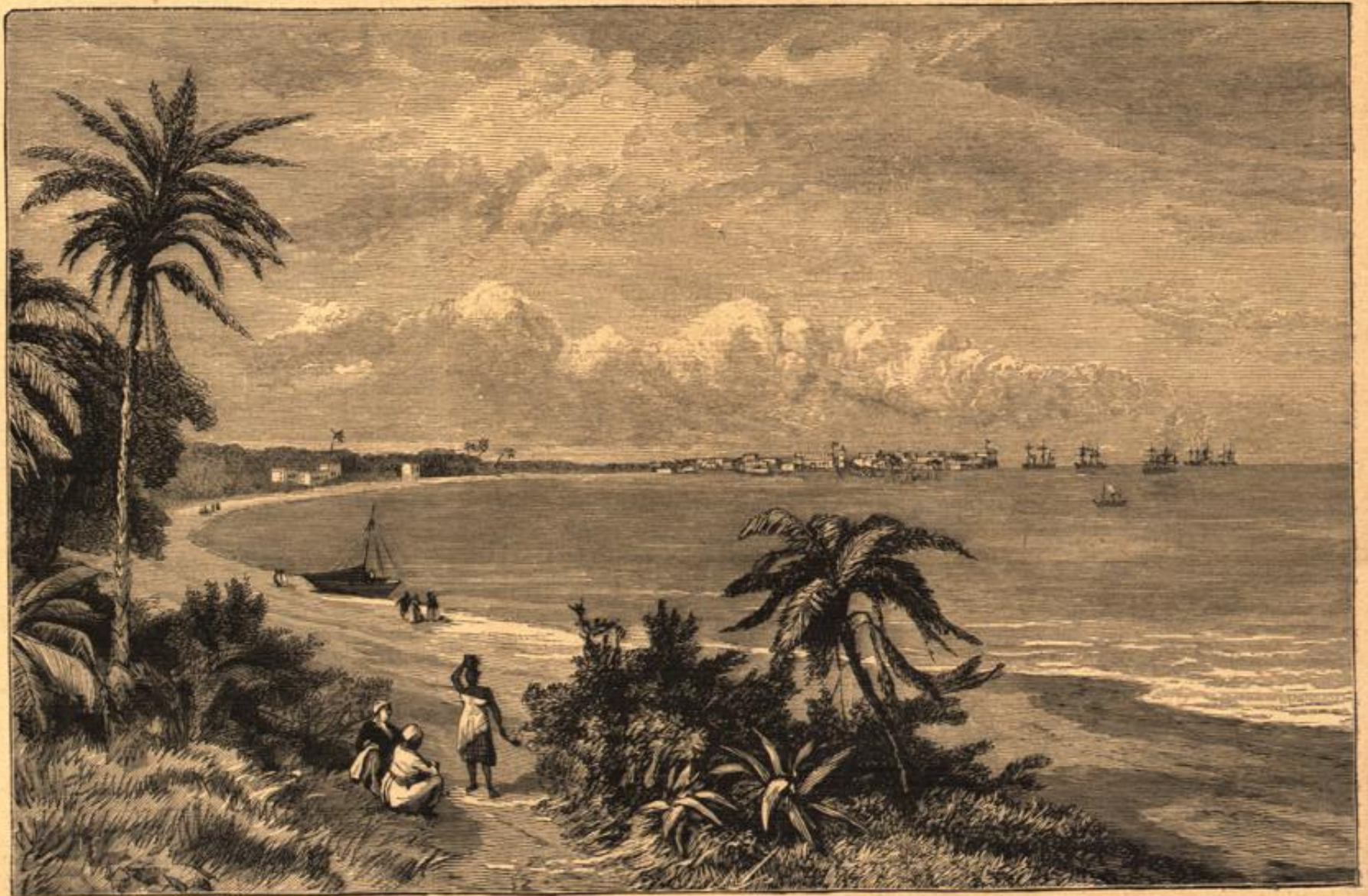
sehr und meinte, da er so lange im Innern gewesen, habe er allerdings nicht wissen können, daß in Sansibar die Löwen jetzt Regenschirme führten.

Sansibar, Nacht vom 7. zum 8. Juli 1887.

Ich sitze am Lager einer fieberkranken jungen Oesterreicherin, deren Mann im Innern zum besten der Wissenschaft Schmetterlinge fängt. Sie ist ihm voll Enthusiasmus hieher gefolgt mit der Absicht, ihn auf all seinen Streifzügen zu begleiten. Nun haben Anstrengung und Entbehrungen in dem ungewohnten Klima sie niedergeworfen. Die Hütte, in der sie wohnt, liegt im Garten eines Portugiesen von Goa. Sie enthält nur



Eine Schönheit.



Stadt und Insel Sansibar.

einen Raum, dessen Decke das Dach und dessen Parquet der Erdboden ist. Fenster sind gleich Kull, dagegen steht die Thüre auf und ich sehe von meinem Sitz aus hinaus in die

„Raubbeglängte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält.“

Draußen stehen ein paar mächtige Kolospalmen mit felsblockartigen Stämmen, dahinter eine Banane, deren herrliche Riesenblätter der Nachtwind raschelnd durcheinander wirft. Auf einem feineren Tisch unter den Bäumen steht ein Thonkrug mit kaltem Trinkwasser. Die Portugiesin, der der Garten gehört, hat es

machen, zu einer derartigen Wasse meine Zuflucht zu nehmen. Deutsche Frauen sind gewohnt, ihre Sicherheit gerade in ihrer Waffenlosigkeit zu sehen. — Meine Kranke habe ich mit einem Palmblattfächer in Schlummer gewandelt und schreibe diese Zeilen dem Schein des Nachtlämpchens, um die Schläfrigkeit zu überwinden. Ein Kanonenschuß am Hafen verkündet die vierte Stunde. Musketos umschwärmen, vom Lichtschein herbeigelockt, mit singendem Sausen meine Ohren und erregen meinen großen Jörn. Diese blutgeri-

ausgangs, den ich zum erstenmal in diesem Lande im Garten des Portugiesen beobachtet habe. Ganz prächtig hoben sich die schönen Formen der Palmen von dem lichtgoldenen Hintergrund, und die Hähne auf den Gehöften der Nachbarn trählten gerade wie in



Hütten der Eingeborenen.

mir vorförlieh dort hingestellt für etwaigen Durst. Vor der Hüttenthür schlüft ein etwa zehnjähriger Negerknabe auf einer Steinbank, über die eine Strohmatte gebreitet ist. Er muß ab und zu einen Gang für mich thun, dann wecke ich ihn und er bringt bereitwillig auf die Füße und thut, was man ihm aufträgt, ohne sich einen Moment zu befürmen. Zu meinen Füßen liegt zusammengerollt ein waderer Kattenfänger, ein kluges, freundliches Tier. Zuweilen macht eine Ratte ihre Aufwartung, dann ist aber Jessy rasch zur Hand. Ich habe auf die Bitte meines Bruders sogar einen kleinen Revolver neben mir liegen, aber ich kann mich noch nicht ernsthaft mit dem Gedanken vertraut

gen Ungeheuer nötigen mich, mir beständig selbst Ohrfeigen zu geben, denen sie selbst immer rechtzeitig entweichen. Dort läuft ein grasgrünes Lacertchen an der weißen Wand und nicht weit davon bewegt eine ungeschaltete Riesenpinne ihre haarigen Beine. Man nennt diese Art den Totenkopf, weil sie die Zeichnung eines solchen auf dem Rücken tragen soll.

Den 8. vormittags.

Herrlich war der Morgenhimmel vor und während des Sonnen-

der Heimat! Mein kleiner Negerjunge sprang von seinem harten Lager auf, wusch sich an der Zisterne und lehrte dann säuberlich die Gartenwege. Dann machte er ein Holzfeuerchen auf dem Kochherd, der unter einem Schuttdach von Kolospalmblättern im Freien steht. Bald kam dann auch die Portugiesin aus dem



Straße in Sansibar.



Ein Empfang im Palast des Sultans.

Vorderhaufe und kochte uns Kaffee. Gegen sieben Uhr kamen zwei schwarze Könnchen von den Hospitalischwestern und versprochen meiner Kranken, sie in das Hospital holen zu lassen. Der Arzt hatte bestimmt erklärt, daß sie an ihrem jetzigen Aufenthaltsort das Fieber nicht los werden könne. Um acht Uhr erschien dann meine junge Gefährtin, um mich abzulösen, und ich marschierte



Parsenkaufmann von Bombay.

durch die morgendlich belebten Gassen nach dem Hotel „Afrique Centrale“ zurück, begleitet von dem guten, wackeren kleinen Reger, der meine Nachschachen trug.

Heute veranstalteten die Indier ein glänzendes Fest zu Ehren der Königin von England, ein Fest, wie Sansibar wohl noch keines gesehen hat. Die ganze Stadt ist mit bunten Lämpchen illuminiert und die sonst so schmutzigen Verkaufsstraßen gleichen ebensoviele Laubengängen mit Palmen. Wo irgend es sich anbringen ließ, hat man Triumphbogen errichtet und das Bild der „Kaiserin von Indien“ prangt in zum Teil sehr roher Malerei, zum Teil gar als Transparent über den Thüren. Ich werde

aber, gut deutsch-national gesinnt, England den Hochgenuß dieses loyalen Jaubers allein überlassen und einen guten Schlaf thun.

Den 9. Juli 1887.

Als gestern nach unserem Souper meine Tischgefährten, die liebenswürdigen Herren vom französischen Konsulat, mir zu redeten, etwas draußen zu bummeln, hielten weder nationaler Trost noch Schläfrigkeit stand. Wir gingen am Sultanspalast vorüber die Straße entlang, die nach dem Festplatz führt. Starker Geruch von Kokosöl entstieg dem Lampenschmuck; hunderte und hunderte von festlich gekleideten Indiern umringten uns. Uebrigens verhielten sie sich weit stiller als der biederer Bibel bei uns in ähnlichen Fällen und belästigten uns durchaus nicht. Bald begegneten uns europäische Bekannte und schlossen sich uns an. Am Meere auf einem großen freien Platz hinter dem langgestreckten Zollgebäude war der Festplatz hergerichtet mit einer überdachten Festhalle in der Mitte. In letzterer hatte am Morgen des Tages der englische Generalkonsul, Mr. Holmwood, auf einem wunderschön gearbeiteten indischen Sessel von Gold und rotem Seidendamast sitzend, großen Empfang abgehalten und eine Festrede gehalten.

„Sie aber, Sie sitzen auf goldenen Stühlen.“

heißt es ja wohl schon im Parzenlied.

An dem glänzend erleuchteten Festthor standen elische Indier und schieden aus der andrängenden Menge die Schwarzen von den Hellfarbigen. Zu ersteren sagten sie: „Tretet weiter!“ Letztere, nämlich Indier, Parsen, Goanesen und vor allem Europäer wurden höflich aufgefordert, einzutreten. Araber waren nicht sichtbar. Meiner bemächtigte sich schleunigst ein vornehmer Parsi, den eine rot-blau-weiße Schleife auf der Brust als zum Festkomite gehörend bezeichnete, und nötigte mich mit vielem Eifer in die Festhalle nach einer Stuhtreihe, die den ersten Rang vorstellte. Dort setzte er mich neben drei Damen, die er mir mit gerechtem Stolz als „Parseen ladies“ vorstellte und die hübscheste als seine Frau. Diese Parsinnen waren klein und zierlich. Sie trugen weißseidene, damascierte, reich mit weißem Schmelz gestickte Unterkleider und shawlartige Ueberwürfe von schwerer gelber Seide mit bunten, äußerst kunstreich gestickten Bordüren. Diese Ueberwürfe umgaben auch den Hinterkopf, während über der Stirn das dunkle Haar in glänzenden Scheiteln sichtbar war. Die hübsche junge Parsin neben mir begann sofort in fließendem Englisch Konversation zu machen und ihr Sprechen unterschied sich von dem einer Engländerin nur durch Grazie und Lebhaftigkeit. Sie erzählte mir, daß sie mich neulich auf der Kasimaja bei den Spielen der Engländer gesehen und den Wunsch gefaßt habe, meine Freundin zu sein, — so drückte sie sich aus — darum habe ihr Mann mich heute herbeigeholt, sowie er mich am Eingang erblickt habe. Sie sei jung verheiratet und erst vor wenig Wochen mit ihrem Manne von Bombay herübergekommen, so habe sie hier noch wenig Freunde und so weiter. Dann fragte sie, ob ich eine Engländerin sei oder eine Französin, und als ich mit Stolz bemerkte, daß ich die Ehre habe, eine Deutsche zu sein, meinte sie: „O, wenn Sie eine Deutsche sind, dann sind Sie jedenfalls sehr musikalisch.“ Sowie die lebhafteste kleine Dame mich

etwas zu Atem kommen ließ, sah ich mich um, bemerkte mit Vergnügen, daß mittlerweile die ganze europäische Welt Sansibars sich rings herum versammelt hatte, und tauschte heitere Grüße mit den Herren der Deutschostafrikanischen Gesellschaft, Baron Gravenreuth, Lieutenant Giese, Baron St. Paul und andere. Last but not least erschienen dann auch die Konsule, sämtlich in großer Uniform. Der englische Generalkonsul hatte sie und Herrn Dr. Peters zu einem offiziellen Diner zu Ehren



Kiroboto, Palastbeamter.

der „Kaiserin von Indien“ eingeladen gehabt. Als die glänzendste Erscheinung unter ihnen hob sich der junge Konsul Oswald hervor, der als Vertreter der österreichischen Macht in seiner roten Uniform und dem stolzen Federhut den Sansibariten gewaltig imponierte. Auf dem Platz zwischen uns und dem Meer wurden nun Raketen und Mergelsteine steigen gelassen und sprangen Leuchtfugeln, Feueräder, Freische, alles von den rühmigen Indiern in Sansibar selbst verfertigt. Zum Schluß spielte die Goanesenkapelle des Sultans: „Heil dir im Siegerkranz“, beziehungsweise „God save the queen“.



Die Ruqim-Roja-Promenade mit der Sultankaserne.

Man führte uns Damen darauf an ein Buffet und kredenzte uns eisgekühlten Champagner, wobei ich das Vergnügen hatte, auf dem goldenen Ehrenstisch des Generalkonsuls zu sitzen. Solchermaßen an Leib und Seele gestärkt, traten wir den Heimweg an. Aber die Damen der englischen Mission, die in unserer Nähe lauschten, riefen uns zu, wir möchten doch ja nicht verlassen, das Haus des reichen Pira zu besuchen, es sei des Sehens wert. Nach kurzem Zögern entschlossen wir uns denn auch, ihnen dorthin zu folgen und wandelten gruppenweise durch die phantastisch erleuchteten Laubengänge, Palmblätter über uns, Palmblätter unter den Füßen und Palmzweige auf allen Seiten.

Der edle Pira ist im gewöhnlichen Leben Besitzer eines großen Geländes, mit offenen Bogentüren nach den Straßen zu. Jetzt war der Laden in einen glänzenden Salon verwandelt. Kostbare Teppiche auf dem Boden, blumenumgebene Transparenzen an den Wänden, als Prachtsitz in der Mitte des Raumes eine Drehorgel und rings herum Stühle. Wir folgten, den Schafen gleich, blindlings unseren Vordermännern und traten ein, waren aber nicht wenig ergötzt, „halb Europa“ dort bereits behaglich etablirt zu finden. Da saßen sie, ernst und würdig, mit heidenhaft heruntergeschlucktem Vächeln, der deutsche, der italienische, der belgische, der französische Vertreter nebst den Begleitern, die deutschen und englischen Kaufherren, die Offiziere des englischen Kriegsschiffes und die Damen. In bunter Reihe saßen sie an den Wänden herum und wir setzten uns mit Würde dazu. So gar der vielgeprüfte Mr. Holmwood, von dem wir uns schon seitlich verabschiedet hatten, trat ein und erwiderte dem Pira durch seine Gegenwart. Dieser, ein dicker und solofaler Indier, stand in der Mitte des Gemachs in langem weitem Kaffan, schwarzem, wallendem Mantel und goldverbrämtem Turban. Grabesernst, aber voll Hochgefühl überwachte er die Gäste, die den distinguirten Gästen Thee, Kaffee und feines Konfekt herumreichten.

Erst um Mitternacht kehrten wir voll der heiteren Eindrücke in unser Hotel am Meeresstrande zurück.

Sansibar, Juli 1887.

Heute hatte unsere Hotelwirthin, Madame Chabot, den Besuch von drei vornehmen arabischen Damen. Diese hatten ihren Besuch ankündigen lassen und die entsprechenden Vorkehrungen wurden mit peinlicher Sorgfalt getroffen. Die Herren Franzosen wurden spazieren geführt, Herr Schröder, eines der Häupter unserer Plantagengesellschaft, der der Ruhe pflegen wollte, wurde in seinem Zimmer eingeregelt und Mr. Chabot, der würdige Herr des Hauses, saßte in der Hausthüre Posto, um jedem Eindringling den Weg zu weisen. Das Hotel Afrique Centrale oder Wirthshaus zum Innern von Afrika ist ein altes arabisches Herrenhaus. Bemohnt und bewohnbar ist nur das erste Stockwerk. Dies umgibt auf drei Seiten mit offenen maurischen Bogenhallen einen gartenartigen Hof, und sämtliche Zimmer, es sind deren nicht viel, führen auf diese offene Halle. An dem der Haupttreppe entgegengesetzten Ende führt ein Pförtchen nach den Hintergebäuden anstoßender arabischer Paläste. Nachdem nun also dies Terrain von den gefährlichen Europäern gesäubert war, — die Schwarzen durften als Wesen untergeordneter Art gegenwärtig bleiben — öffnete sich das Pförtchen, dessen hohen Erhöhung geschah, und es erschienen die drei reichgeschmückten Schönheiten, begleitet von einer lebhaften kleinen Alten, einer Art Ehrenbabe, und gefolgt von zahlreichen schwarzen Sklavinnen. Die Damen stützten langsam daher auf zwei Zoll hohen, mit Perlmutter eingelegten Holzhandalen, die sie nur mit zwei Füßchen mittelst eines dazu angebrachten Griffes am Fuße festhielten. Sie entledigten sich aber dieses Fußgestells, als sie im Salon der Madame Chabot Platz nahmen. Wir saßen uns gegenüber, tranken Mandelmilch und unterhielten uns, so gut es ging, pantomimisch, da wir keine gemeinsame Sprache verstanden. Trotz der eigenthümlichen Masken, die einen Teil der Stirne, Nase und Kinn verdeckten, sah man, daß die Gesichter schön waren. Auch die mit schwerem Goldschmuck beladenen Arme und Beine waren schön geformt, die Bewegungen langsam und von entschieden feinem Anstand. Im übrigen sahen die Damen mit ihrem schwermüthigen schwarzen Augen aus, als ob sie geizig schlieften, was sie vermutlich auch thaten. Nach einer Viertelstunde dieser stummen Unterhaltung bestiegen die Schönen wieder ihr Schwelger, drückten uns der Reihe nach mit verbindlichem Abschiedsgruß die Hand und wandelten in feierlicher Prozession durch die Galerie zurück. Das Pförtchen in der Mauer schloß sich hinter ihnen, der Kiesel vor Herrn Schröders Thür wurde jurädgeschoben und Herrn Chabots Haus stand den Gästen wieder offen.

Im Anschluß an diese interessanten Briefe, welche uns so mitten in das bunteste Leben Sansibars hineinwerfen, geben wir hier eine Reihe von Illustrationen und Skizzen, an Ort und Stelle nach der Natur aufgenommen, die sozusagen photographische Veranschaulichungen zu den obengenannten Schilderungen gewähren. Sie ergänzen die Briefe nach der Seite hin, wo die Feder ihre Macht an den Stift des Zeichners abtreten muß. Die Unterchriften zu den einzelnen Skizzen erklären die seltsamen tropischen Erscheinungen so vollkommen, daß wir nur noch wenige Worte hinzuzufügen brauchen. Ein großer Teil der Arbeiterbevölkerung Sansibars, die viele tausende von Sklaven und einige wenige Freigelassene in sich begreift, besteht aus Suaheli von dem benachbarten Festlande. Drei Frauen dieser Rasse, europäischen Augen nicht sonderlich wohlgefällig, führen unsere Skizzen vor, ihre Figuren kontrastiren einigermaßen mit der Gestalt der afrikanischen Hauptlingsfrau, die in Haltung und Geberde ein gewisses stolzes Selbstgefühl bekundet. Der dargestellte Beamte des Sultans ist ein Mischling, halb arabischer Abstammung, und zweifelsohne ein eifriger Bekämpfer des am Hofe von Sansibar streng beobachteten Korans; der ehrbare Parsonsaufmann endlich repräsentirt einen jener zahlreichen auf der Insel befindlichen indischen Unterthanen der Königin Viktoria, ausnahmslos thätige und geschickte Leute, die — meist Händler, Geldverleiher, Schiffseigner oder Plantagenbauer — gleich den niedrigeren Europäern eine sehr geachtete Stellung in Sansibar einnehmen.

Bekleidungsrose.

Eine Rose, die zur Bekleidung von Mauern zu dienen hat, muß langbleibig, widerstandsfähig gegen Kälte, kräftig und reichblühend sein; überdies sollen die Blätter groß, fast bleibend sein, und die Blumen sollen einen guten Bau und eine angenehme Färbung haben. Die meisten der besten Rosen, welche zur Bekleidung von Mauern und anderen Gegenständen empfohlen werden, haben entweder die gewünschte lange Lebensdauer nicht, oder blühen nicht reich genug und sind auch noch mit anderen Mängeln behaftet. Marschal Niel besitzt beispielsweise alle Eigenschaften einer guten Spalierrose, ist aber leider von keiner langen Dauer, denn kaum hat sie die ihr eingeräumte Mauer bedeckt, so macht ein stark auftretendes, freigeschobenes Gebilde am Stamme ihrer Schönheit und ihrem Leben allmählich ein Ende. Cloth of Gold hat zwar eine längere Lebensdauer, blüht aber nicht in allen Lagen und nicht reich genug. Geeigneter wäre Homère, allein die Färbung der Blumen dieser Sorte reicht nicht hin, um auf Mauerflächen Effekt zu machen, außerdem sind die ersten Blumen meist schlecht gebaut.

Wir wählen also diese drei zu Bekleidungszwecken empfohlenen Rosen nicht, sondern greifen nach der Sorte Gloire de Dijon, welche eine Spalierrose ersten Ranges ist und von keiner andern übertroffen wird. In günstiger Bodenbeschaffenheit und Lage wachsen wenige Rosen so schnell als diese, und es gibt vielleicht keine, die eine so lange Lebensdauer hat; dazu kommt ihre große Widerstandskraft gegen Kälte.



An den Mauern bleibt die zu den Theerosen gehörende Gloire de Dijon fast immer beblättert und in Blüte; ihr Blattwerk ist sehr schön und groß und die zahlreich erscheinenden Blumen sind von prächtiger Färbung. Was die Triebkraft und die immerwährende Blüte betrifft, so hat die Varietät wenig ihres gleichen; sie ist als eine der reichblühendsten und am längsten in der Blüte bleibende Rose zu bezeichnen.

Gloire de Dijon blüht gleich gut, ob sie hochstämmig, pyramidal oder niedrig gezogen wird, sie blüht auf allen Stellen, wo man sie hinbringt und zu jeder Jahreszeit. Die Blumenfülle, die sie, wenn an Mauern gezogen, hervorbringt, ist geradezu staunenswerth. Einige Pflanzen entwickeln in solchen Stellungen während der Saison nicht hundert, sondern tausende von Blumen. Raum ist der erste Flor vorbei, so bilden verpölkete Knospen den Uebergang zur zweiten reichen Blütenentwicklung, und diese wiederholt sich zum dritten, selbst viertenmale. Gut eingewurzelte Pflanzen dieser Varietät sind von Mai ab bis Dezember selten ohne Blumen. Ungleich vielen anderen Rosen ist Gloire de Dijon bezüglich der Unterlage (des Wurzelsystems), auf die sie veredelt wird, nicht wählerisch, ist aber wurzelecht gezogen zu dem in Rede stehenden Zwecke am geeignetsten. Wurzelecht gezogen macht sie enorme Wassertriebe, welche entweder zur weiteren Flächenbedeckung verwendet oder zur Verjüngung des alten Stodes benutzt werden können. Diese starken Triebe blühen indes nicht so reich als die schwächeren, namentlich nicht, wenn die mehrmalige Entspitzung derselben unterlassen wird. Wenn aber die alte Pflanze Reigung zum Abgang zeigt, so ist zur Bildung eines neuen Gerippes nichts geeigneter, als solche Triebe. Ein 80 Centimeter tiefes, wenn möglich 80 bis 160 Centimeter breites und 150 bis 180 Centimeter langes Rigolen und reichliches Düngen des Platzes, worauf die Rose zu stehen kommen soll, ist notwendig, und sie wird dann eine unbegrenzte Fläche mit Grün und Blumen von herrlichem Wohlgeruch bedecken. Sie hat auch das Gute, daß sie weder von Krankheiten noch Insekten heimge sucht wird. Wenn die Blumen derselben auch nicht gerade von tadellosem Bau sind, so ist die Färbung derselben geradezu bewundernswert; es finden sich sechs bis acht oder noch mehr Farbenlöse auf den Blumen, der gleichen Pflanze, und zwar von Fahlgelb an bis Orange in Salmrosä übergehend. Auf roten Backsteinmauern sind Blüten und Blätter von herrlicher Wirkung.

Das Archivportal der Hochschule zu Salamanca.

(Bild S. 507.)

Zu den eigenthümlichsten Baudenkmälern Spaniens gehört das Portal des Archives der Hochschule zu Salamanca. Begonnen wurde der Bau dieses merkwürdigen Palastes im Jahre 1415 und beendet 1433 unter der Leitung des Architekten Alonso Rodriguez Carpintero. Das berühmte Portal, welches unser Bild nach einer Photographie zeigt, besteht aus einem Bogen mit gotischen Giebeln verziert, der von einem Pfeiler geteilt wird. Ueber der Säule ist die Statue des Thomas von Aquino angebracht und an beiden Seiten der oberen Bogenverzierungen Figuren, welche auf das Wunder der Verklärung hindeuten. Dann folgt ein verzierter Streifen, der das Wappen der vereinigten Königreiche Kastilien und Leon trägt, flankiert von zwei

Wappenschildern mit dem Adler Karls V. Groteske Steinarbeiten krönen den ganzen Eingang. Im Jahre 1869 wurde vor dem Portal das überlebensgroße Standbild des Königs Luis de Leon errichtet, dargestellt in dem Momente, als er allgemeine Menschenliebe, Vergebung und Vergessen aller angehanen Verleumdungen und Schädigungen predigt, eines der ausdrucksvollsten und schönsten neueren Bildhauerwerke Salamancas.

Sang eines Seeteufels.

(Bild S. 510.)

Rev. W. C. Bourchier, Kaplan auf Ihrer brit. Maj. Schiff „Comus“, dem wir diese Skizze verdanken, fägt derselben folgende Erläuterung bei.

Als wir auf unserer letzten Fahrt in English Harbour auf Antigua vor Anker lagen, bemerkte einer der wachhabenden Matrosen, daß die kleine, fahähnliche Boje, welche den Ankerplatz markirt und mit dem sie, durch ein etwa 4 Zoll dickes Tau verbunden, festig hin und her gezogen wurde, unter dem Wasser verschwunden und wieder auftauchte, wie der Kork eines Anglers. Die Offiziere, denen dies seltsame Benehmen der Boje gemeldet wurde, nahmen den Bericht erst mit ungläubigem Lächeln entgegen, als das geheimnisvolle Taugen jedoch immer fortbauerte, wurde endlich ein Boot abgelassen, der Gesichte auf den Grund zu kommen. Die Ursache der auffallenden Bewegung wurde auch alsbald entdeckt. Ein riesiger Seeteufel hatte sich in dem Tau verfangen und hing nun daran, schüttelnd und zerrend, etwa 6 Fuß unter der Oberfläche, mit zwei guten Umwindungen des Taus um eine seiner Flossen, wie ich das Ding, in Ermangelung eines korrekteren Ausdruckes, bezeichnen will. Mit einem spitzen Angelhaken wurde das Tier nun gefaßt, das Tau, in welches es sich verwickelt, gelappt, dann ging es in langsamer Fahrt nach dem Schiffe, an dessen Langseite der Fisch gebracht und von dort auf Deck geholt wurde.

Als das Ungeheuer endlich gekippt über den Planen hing, hatten wir erst volle Gelegenheit, seine riesigen Verhältnisse anzuschauen. Von einem Ende der Flossen zum andern maß es 16 Fuß 4 Zoll, die Breite des Males, das wir übrigens nur nach längerem Suchen entdecken, betrug 3 Fuß, vom Kopf bis zum Schwanzende maß wir 12 Fuß 8 Zoll.

Dieser „See- oder Meereteufel“ gehört zu den Flossentochten (Dicerobatis); die Arten dieser Gruppe zeichnen sich durch ihre Gestalt ebenso aus wie durch ihre Größe. Bei New-York tödtete man — wie Brehm berichtet — einen Rochen, welcher fast die Größe eines Walfisches und ungefähr 5000 Kilogramm an Gewicht hatte. Die Kräfte von 2 Gespann Ochsen, 2 Pferden und 22 Menschen reichten kaum hin, das Ungeheuer ans Land zu bringen.

Sinnsprüche.

Vernunft und Gefühl sind die Sonne und der Mond am moralischen Firmament. Immer nur in der heißen Sonne, würden wir verbrennen; immer nur im kühlen Mond, würden wir erstarren.

Ringer.

Das Alter ist nicht trüb; weil darin unsere Freuden, sondern weil unsere Hoffnungen aufhören.

Jean Paul.

Herzog Adolf von Nassau.

(Portrait S. 506.)

Viel Trauer, Unruhe und Wechsel hat das Schicksal in neuerer und neuester Zeit über die Familien der europäischen Herrscher gebracht und nicht für jeden Thron war sogleich der altersberechtigte Erbe da. Regentchaft also in Spanien, in Bayern, in Serbien, — jetzt erlischt auch mit dem Sterben Königs Wilhelms III. der Niederlande der Mannesstamm der jüngeren Linie Nassau-Oranien, und damit fällt das Großherzogtum Luxemburg an die Ältere von Nassau, an den nächstberechtigten Erben, den Herzog Adolf. Bis zum Ableben des von den Ärzten für rettungslos und regierungsunfähig erklärten Königs Wilhelm, der vielleicht, während diese Zeiten unter der Presse stand, schon dahingeshieden, also wiederum eine Regentchaft, die das niederländische Ministerium seinem Vertrauenswürdigsten übertragen konnte, als eben demjenigen, der nach dem König den Thron des Großherzogtums bestiegen soll, dem Herzog Adolf von Nassau.

Die politische Seite dieses Wechsels, der Umstand, daß ein deutscher Fürst den Thron des Großherzogtums bestiegt, das durch den Wiener Kongreß dem König der Niederlande zufließt, sie liegt uns hier fern, ebenso der jüngst durch die Zeitungen gelaufene Gedanke, daß der Sohn des Herzogs Adolf von Nassau, Erbprinz Wilhelm, sich mit der gegenwärtig noch im Kindesalter befindlichen Kronprinzessin der Niederlande vereinen zu vermählen bestimmt sei, um beide Länder wieder unter ein Haupt zu bringen.

Luxemburg wurde im Jahre 1867, als um seinetwillen ein Zerwürfnis mit Frankreich drohte, durch den Londoner Vertrag als neutral unter die Garantie der Großmächte gestellt und wird neutral bleiben, womit sicher auch der vorwiegend deutschen Bevölkerung des Großherzogtums am meisten gebient sein mag.

Herzog Adolf, der eben die Regentchaft übernimmt und — wenn auch die Ärzte dem König Wilhelm der Niederlande noch ein mögliches physisches Fortbestehen von Monaten zusprechen — jeden Tag als Großherzog den Thron bestiegen kann, steht in einem Alter von zweiundsechzig Jahren; er ist nur wenige Monate jünger als derjenige, dessen Erbe er geworden, und übernimmt die Regierung nur, um sie in absehbarer Zeit seinem in österreichischen Diensten stehenden Sohne Wilhelm zu übergeben; sein Streben wird also nur dahin gehen, dem Lande die innere Wohlfahrt zu erhalten, deren es sich bisher erfreute, und die

Bevölkerung wird es mit Freuden begrüßen, einen Fürsten an ihrer Spitze zu haben, dessen vorzügliche Charaktereigenschaften ihm heute noch in Nassau so viel Anhänglichkeit und Dankbarkeit erhalten.

Harte Prüfungen hat auch er schon ertragen müssen, als er im deutschen Bürgerkrieg die Krone eines der schönsten Länder Deutschlands, die Verle des Rheins, verlor, und schwerlich konnte er darauf vorbereitet sein, noch einmal diesen Thron zu besteigen, als er den feindlichen verließ, denn der jetzt im Sterben liegende Monarch stand damals im kräftigsten Mannesalter, umgeben von zwei Söhnen im blühendsten Jünglingsalter, die der Tod so früh dahingerafft. Mit Schmerz hat er damals sein blühendes, von der Natur so reich gesegnetes Land verlassen, mit Schmerz haben ihn seine Landesangehörigen scheiden, als er von seinen Truppen Abschied genommen und sich nach Oesterreich zurückzog, dem seine Sympathien schon in seiner Jugendzeit galten, in dessen Armee er bis zum zweiundzwanzigsten Jahre gestanden, bis der Tod seines Vaters ihn auf den Thron rief, und groß sind natürlich jetzt auch die Sympathien, mit welchen die Bevölkerung Nassaus diesen Wechsel begrüßt.

Sehr erklärlich war des Herzogs Neigung für Oesterreich im Jahre 1866, als es galt, zwischen diesem und Preußen Partei zu ergreifen, entscheidend für seinen Entschluß, verhängnisvoll entscheidend, aber er konnte nicht anders ausfallen, denn auch seine Ratgeber standen auf Oesterreichs Seite, und des Herzogs persönliche Neigung blieb selbst standhaft, als ihm noch in der Stunde der kriegerischen Entscheidung, ja selbst als die eisernen Würfel schon gefallen waren, die Hand geboten wurde. Die intimere Geschichte jener bedeutungs- und folgenreichen Tage hätte so manche interessante Momente aus den Zweifeln und Erwägungen der kleineren deutschen Fürsten zu erzählen, aber sie gehören nicht hierher, ebensowenig wie die Rat- und Thatlosigkeit der Bundesstruppen in jenen kurzen, kritischen Tagen, die den Gang der Geschichte nicht hemmen konnte. Die Bevölkerung Nassaus fügte sich allerdings am bereitwilligsten in die neue Ordnung der Dinge, obgleich hohe Sonderinteressen zum Opfer fallen mußten, aber im Herzen blieb sie lange der alten, angestammten Fürstenfamilie in treuer Anhänglichkeit ergeben, denn man ehrt in ihr, sowohl in dem Herzog wie in seiner Gattin, hohe, mit bürgerlicher Einfachheit verbundene Regententugenden; es bestand ein sympathischer Zusammenhang zwischen ihr und dem Volke; das Ländchen war glücklich, war im Wohlstand, der Himmel segnete die Reben, die Befenner zweier Religionen lebten friedlich mit einander, denn es gab damals noch keinen Kulturkampf, die Grenzpfähle standen niemand im Wege, mochten sie Farben tragen, welche sie wollten — es gab also kein fröhlicheres Völkchen als das nassauische.



Herzog Adolf von Nassau, Regent von Luxemburg.

Das strengere Ordreparieren unter dem preussischen Regiment, der strammere Militärdienst, die Neuorganisation in der Verwaltung, all das gab freilich vielen Ursache, sich nach dem Alten zurückzusehen, aber wie das immer geht, man fügte sich in das Neue: eine Generation nach der andern wuchs unter diesem auf, und so verging fast ein Menschenalter. Die Jungen wußten jetzt wenig von dem Walten der ehemaligen Fürstenfamilie, sie haben auch wenig Pietät für das Ehemals, aber in den Alten steckt noch immer die liebgeordnete traditionelle Anhänglichkeit, und so betrachtet man es denn wie eine Art Genugthuung, daß

Herzog Adolf vom Schicksal dennoch bestimmt ward, wieder einen Thron zu besteigen.

Herzog Adolf besitzt den großen Vorzug, daß ihm niemand etwas Böses nachsagte, selbst als er sein Land verlassen. Er ist schlicht und einfach in seinen Gewohnheiten und Bedürfnissen, ein ausgezeichneter Gatte und Vater, und war als Fürst gerecht, in der Politik freilich war er, wie erwähnt, unselbstständig, ganz dem österreichischen Einfluß ergeben. Im Januar 1844 vermählte er sich mit Elisabeth, der Tochter des russischen Großfürsten Michael; als er diese bereits im Jahr darauf durch den Tod verlor, errichtete er ihr ein glänzendes Mausoleum, die bekannte „griechische Kapelle“ auf dem Neroberg in Wiesbaden, ein Denkmal seiner Verehrung für die früh Dahingegangene. Im Jahre 1851 ging er eine zweite Ehe ein mit Adelheid, der Tochter des Prinzen Friedrich von Anhalt-Desau, die treu bis heute die Gefährtin seiner Schicksale. Als Soldat hatte er nur einmal Gelegenheit, an der Spitze seiner Landesstruppen im Felde zu stehen, und zwar 1849, namentlich bei Ebernforde, in dessen Hafen die nassauische Batterie siegreich im Kampfe gegen die beiden dänischen Kriegsschiffe „Christian VIII.“ und „Gefion“ mitwirkte.

Als einer der begütertsten Fürsten Deutschlands ist der Herzog noch heute mit seinem einstigen Lande auch in materielle Beziehung in engem Zusammenhange geblieben, denn nach der im Jahre 1867 zu Stande gekommenen Vereinbarung mit Preußen, das ihm eine Abfindungssumme von 8½ Millionen Thalern zahlte, behielt er die Burg Königstein im Taunus, seitdem seine Sommerresidenz, das Paulinenschloßchen in Wiesbaden, das Schloß in Viebrich am Rhein, das Jagdschloß „Platte“ bei Wiesbaden; seine Finanzverwaltung hat also in dem letzteren Ort ihren Sitz behalten, und vielleicht erfüllt sich auch noch die Hoffnung seiner Anhänger, ihn oder seinen Sohn, seit die Ereignisse ihn wieder nach Westen rufen, auch in Viebrich wieder einmal im Schloße zu sehen, dessen prachtvoller Palmengarten nach Frankfurt wanderte, als Zweckmäßigkeitssüchtigen den Schloßpark dem öffentlichen Verkehr erschlossen.

Der alte Groll, der so lange seinen Schatten zwischen zwei dynastischen Familien warf, ist ja verschwunden, eine Annäherung derselben bereitete schon die Vermählung der nassauischen Prinzessin Hilda mit dem Enkel des deutschen Kaisers, und schließlich kam auch durch die persönliche Begegnung der beiden Fürsten auf Schloß Mainau der Friede zu Stande. Die Wunden, die vor fast einem Menschenalter der Bürgerkrieg geschlagen, sind längst verharbt und ein gegenständliches Wirken über sein neues Land wird den Herzog mit um so mehr Teilnahme auf das Wohlergehen derer blicken lassen, die ihm einst anvertraut waren.

9.



In der Werkstatt der Gipsgießer. Gemälde von B. Volpe.



Das Archivportal der Hochschule zu Salamanca. (S. 505.)

Albumblatt.

Draußen.

Glück auf, du duftige Blütenpracht,
Glück auf, du tauiger Morgen,
Wenn alles erglüht und alles lacht,
Wer möchte da sitzen und sorgen?

Maifelig ist alles rings herum
Von holden Wonne befangen,
Kein Bach ist still, kein Vogel ist stumm.
Mir will's vor Freude bangen.

Von meinen Schwingen streif' ich das Blei
Und sing' aus voller Kehle:
Im freien nur fühlt der Mensch sich frei
Und spürt die göttliche Seele.

Hier laug' ich die reine, zitternde Luft
In vollen, langen Zügen,
Mich soll der Mauern dumpfste Gruft
Nicht mehr darum betrügen.

Der Himmel hat ein tieferes Blau
Hier durch das grüne Gitter,
Und kühner streckt sich der Eiche Bau
Ins trachende Sturmgewitter.

Mein Blick wird klar und die Brust so weit,
Sie schwillt von lustigen Liedern,
Es grüßt mich ja alles weit und breit,
Ich muß das Grügen erwidern.

Glück auf, du tauige Morgenpracht,
Glück auf, ihr duftigen Blüten,
Ihr rieft, da bin ich fröhlich erwacht
Aus meinem kalten Brüten! Max Waldau.

Ein Jagarssohn.

Eine Geschichte aus unserer Zeit

von

Hail Gaine.

Autocritische Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Sobald die Schritte draußen verhallt waren, kleidete sich Dgle an, öffnete vorsichtig die Thüre seines Schlafzimmers und ging in den Gang hinaus. Er tastete in der Dunkelheit mit einer Hand nach der Stiege, auf welcher die beiden Männer ihre Last hinaufgetragen und hatte bereits einige Stufen erstiegen, als er einen sonderbaren Laut vernahm — etwas zwischen dem Geschrei eines Kindes und dem tiefen Stöhnen eines Kranken. Kam es vom Dachraum oben? Habakuf wandte sich nach dieser Richtung und horchte. — Nein, der Laut kam vom andern Ende des Ganges. — Jetzt war er verstummt und alles wieder still. — Was für ein seltsames Haus war dies!

„Ich kann nicht die Hand vor Augen sehen,“ brummte Dgle vor sich hin, „ich will mein Licht holen.“

Er ging in sein Zimmer, zündete die Kerze an und ging, die Hand vorhaltend, wieder in den Gang hinaus. Jetzt hörte er einen schrillen Schrei. Er hörte ihn vor sich, über sich, hinter sich — überall! Habakufs Kniee zitterten, aber sein Herz blieb standhaft und unerschütterlich.

„Das ist wirklich ein höchst merkwürdiges Haus!“ dachte er. In demselben Augenblick vernahm er starkes Klopfen an einer Thüre am entfernten Ende des Ganges und einen Schrei: „Hilfe, Hilfe!“

Habakuf eilte nach der Richtung, woher diese Stimme gekommen. „Laßt mich hinaus!“ rief die Stimme von innen. Habakuf versuchte die Thüre zu öffnen, aber sie war verschlossen. „Hilfe, Hilfe!“ rief es wieder.

„Gleich, gleich, wartet nur ein bißchen!“ antwortete Habakuf. Er stellte das Licht auf den Fußboden, stemmte seine Schulter gegen die Thüre und den einen Fuß gegen die gegenüberliegende Wand.

„Hilfe, Hilfe, laßt mich hinaus, schnell, schnell!“ ertönte es wieder von innen.

„Gleich, gleich!“ wiederholte Habakuf leuchtend.

Endlich gab das Schloß nach und die Thüre flog auf. In der Dunkelheit sah Habakuf anfangs nichts. Dann kam ein Weib mit wilden Augen und angstvollem Gesicht aus dem Dunkel hervor und ihm entgegen. Es war Mercy Fischer!

Als die beiden sich erkannten, sahen sie sich in der ersten Ueberraschung schweigend an. Aber es war nur ein Augenblick, und dieser Augenblick war zu kostbar, er durfte nicht verloren gehen. In einer Flut von Thränen erzählte das Mädchen, was geschehen.

Habakuf verstand nur so viel, daß Schurkerei im Spiele. Mercy erkannte nichts, als daß sie getäuscht worden und selbst das Werkzeug zu einem Betrug gewesen war. Das war genug!

„Die Schurkenbande!“ rief Dgle. „D, wohin haben sie ihn gebracht, wohin, wohin?“ rief Mercy, die Hände ringend.

„Weine nicht, ich weiß es schon!“ sagte der Hausfrier. „Ich habe sie auf der Treppe beobachtet. Komm mit mir, Mädchen, und höre auf zu flennen wie ein Kind!“

Dgle nahm die Kerze zur Hand, eilte den Gang entlang und die Leiter hinauf, während ihm Mercy folgte.

„Wahrscheinlich haben sie da auch geschlossen,“ sagte er. „Doch nein, der Schlüssel steckte im Schloß.“ Habakuf drehte ihn um und stieß die Thüre auf. Dann überblickte er die Dachkammer, indem er die Kerze über den Kopf hielt.

Als das Licht die Dunkelheit durchdrang, sahen sie die Gestalt eines Mannes auf einer Matratze ausgestreckt, welche auf dem Fußboden des leeren Zimmers lag. Sie eilten auf ihn zu und hoben seinen Kopf auf.

„Es ist meines Vaters Sohn, und der andere, der Galgenstrich, sein Ebenbild, ist nichts als ein Bastard!“

Mercy ließ sich auf ihre Kniee neben dem Verwundeten nieder und rieb seine Hände. Bald war ein leises Zucken der Augenlider zu bemerken.

„Siehst Du, er kommt zu sich. Laufe rasch nach Wasser, Mädchen,“ sagte Habakuf.

Mercy eilte davon und kam in einem Augenblick zurück. „Gut, gut, — so ist's recht. — Reibe seine Stirne — rühre Deine Hände, Mädchen — gieß Wasser auf — so, das ist genug — siehst Du, er kommt zu sich!“

Paul Ritsen hatte die Augen geöffnet. „Rasch, rasch, mehr Wasser, Mädchen! — Nun, wie ist's, mein Junge? — Einen Trunk?“

Paul blickte um sich. Seine wirren Augen waren voll Fragen. Aber anfänglich versagte ihm die Zunge. Er blickte auf nach dem Dachfenster, dann rund um sich an die leeren Wände und dann zurück in das Gesicht des Hausfriers. Endlich bemerkte er Mercy und lächelte.

„Wo sind wir, Mädchen?“ sagte er leise. „Dies ist der Halse,“ antwortete sie.

„Wie kommt's, daß ich hier bin?“ fragte er. Mercy bedeckte ihr Gesicht und schluchzte.

„Ich brachte Sie hierher,“ sagte sie endlich. Paul blickte sie einen Augenblick erstaunt an. Dann kehrte das Gedächtnis zurück wie eine rückwärtige Flut.

„Ich erinnere mich,“ sagte er ruhig, „ich fühlte mich schwindelig — hatte seit zwei Nächten nicht geschlafen — bin sogar nicht einmal im Bett gewesen — war stundenlang die Straßen entlang gelaufen —“

Er erinnerte sich jetzt an alles und schloß die Augen mit einem tiefen Seufzer. Mercy, zu seinen Füßen sitzend, bedeckte laut schluchzend ihr Gesicht.

Mühsam richtete Paul sich jetzt auf. „Wo ist Pfarrer Christian?“ fragte er und blickte mit einem schwachen Lächeln um sich.

Die Herzensangst des Mädchens floss in Thränen über. „Ich habe Ihnen eine Lüge gesagt!“ schluchzte sie. Sein schwaches Lächeln verschwand.

„Eine Lüge, eine Lüge, warum eine Lüge?“ Er bemühte sich, seine verwirrten Gedanken zu ordnen.

„Ich habe Ihnen gesagt, der Vikar sei hier und wünsche Sie zu sprechen. Aber er ist nicht hier!“

Mercy war ganz erschüttert von Weinen und Schluchzen. „Warum ist er nicht hier?“

„Sie brachten Sie in dieses Zimmer,“ fuhr Mercy fort, ohne die Frage zu beantworten, „und ließen Sie hier, und jetzt sind Sie fort!“

„Sie? Wer?“

„Ihr Bruder Hugo und Paul Drayton!“

„Wer ist dieser Drayton?“

„Ihr getreues Ebenbild, mein Junge!“ sagte Dgle. „Der Mann, von dem ich Ihnen schon lange gesagt habe, derselbe, welcher dieses Gasthaus führt.“

Zerstreut blickte Paul um sich, seine Finger zupften nervös an dem Rock, den er trug.

„Was ist dies?“ sagte er und blickte erstaunt an seinem veränderten Anzug hinab.

„Als Sie bewußtlos waren, zogen sie Ihnen die Kleider ab und legten Ihnen andere an!“ sagte Mercy.

„Wem gehören diese Kleider?“ fragte Paul.

„Mister Drayton!“

Paul erhob sich auf die Füße.

„Wo sind die Männer?“ fragte er mit heiserer Stimme. „Fort!“

„Wohin?“

„Nach dem Bahnhof. Das ist alles, was ich hörte.“ Paul blickte um sich mit umflorten Augen. Mercy warf sich ihm zu Füßen und weinte bitterlich.

„Vergeben Sie mir, o, vergeben Sie mir!“

Mit Bestürzung blickte er auf sie herab; sein Denken war noch immer verworren. Er legte die Hand an die Stirne, als ob er sich bemühte, ein verlorenes Kettenglied seines Gedächtnisses wieder zu finden.

„Nun, mein gutes Mädchen, was ist Dir?“ fragte er, indem er schwach lächelte und einen Versuch machte, sie aufzuheben.

„Wer ist in dem Kloster Westminster?“ fragte sie. Sein ganzes Wesen änderte sich plötzlich.

„Was, wie kommst Du darauf?“ fragte er.

„Frau Drayton wurde in einer Droschke dahin ab-

gesandt, Frau Ritsen zu sagen, sie solle um Mitternacht auf dem Sankt Pantkrazbahnhof sein, wo sie mit ihrem Manne zusammentreffen werde, um nach Cumberland zurückzufahren.“

Das Gesicht, das bis anhin nur bleich, bekam plötzlich etwas verfallenes. Ein peinliches Schweigen trat ein.

„Ist dies die Wahrheit?“ fragte er. „Ja, ja!“ rief das Mädchen.

„Ich glaube, jetzt durchschaue ich alles — ich glaube, ich sehe klar jetzt!“ sagte er mit schwacher Stimme.

„Vergeben Sie mir!“ rief das Mädchen. Er schien sie kaum zu sehen.

„Ich wurde bewußtlos in dieses Zimmer gebracht, und der Bösewicht, der mir gleicht — wo ist er jetzt?“

Er kämpfte mit der Schwäche, die ihn überfiel. Seine Geisteskräfte versagten den Dienst. Die Innensflächen seiner Hände wurden feucht. Er schwankte und lehnte sich an die Wand.

„Sehen Sie sich ein wenig, Herr Ritsen,“ sagte Habakuf, „das wird Ihnen gut thun.“

Seine Füße erlangten wieder ihre Kraft, auf seinem Gesicht erschien aufs neue der Ausdruck des Jornes.

„Und das verworfene Frauenzimmer, das mich in dieses Haus lockte, ist hier?“ schrie er mit von Wut erstickter Stimme.

„Vergeben Sie mir, vergeben Sie mir!“ weinte das Mädchen zu seinen Füßen.

Er ergriff sie heftig an den Schultern, erhob sie zu ihren Knieen und wandte ihr Gesicht in die Höhe, bis ihre Augen den seinigen begegneten.

„Vergeben Sie mir, vergeben Sie mir!“ rief Mercy. „Mädchen, Mädchen, was habe ich Dir gethan? — Was, was?“

Nur das Schluchzen Mercys antwortete.

In seiner Wut ergriff er sie beim Halse, eine schreckliche Absicht stand auf seinem Gesicht geschrieben. „Ach, das ist ja die, welche das Haupt ihres alten Vaters fast bis zur Grube niedergedrückt hat!“ sagte er bitter und stieß sie von sich. Dann schwankte er zurück, die Energie des Moments hatte ihn verlassen. — Ein tiefes Schweigen trat ein, man hörte nur das Weinen des Mädchens.

Ohne eine Thräne in seinen traurigen Augen trat er im nächsten Augenblick mit seltsamer Ruhe ihr näher und hob sie auf.

„Ich hatte unrecht,“ sagte er, „gewiß, ich hatte unrecht. Du warst einer solchen Lüge gegen mich nicht fähig — nein, nein, nein!“

„Man sagte mir's, wie ich's Ihnen sagte,“ erwiderte Mercy.

„Und ich habe Dir einen ungerechten Vorwurf gemacht, armes Mädchen!“

„Also vergeben Sie mir?“ fragte sie, furchtsam die Augen aufschlagend.

„Vergeben! — Bitte Gott, Dir zu vergeben, Mädchen. Ich bin nur ein Mensch, und Du hast mein Leben zu Grunde gerichtet!“

Man hörte jemand die Leiter heraufkommen — es war Jabez, der Bursche, mit einer Kerze in der Hand. Er hatte auf die Wirtin gewartet und währenddessen oben Stimmen vernommen.

„Da ist er!“ rief Dgle. „Hast Du Deinen Herrn unten gesehen?“

Der Bursche grinst und blickte Paul Ritsen an. „Höre einmal, kleiner Kerl, hast Du gesehen, wie zwei Männer das Haus verließen vor etwa fünfzehn Minuten?“

„Ja wohl,“ sagte Jabez. „Und niemand anderes war's als der Herr, der vorher gekommen war, und noch ein anderer.“

„Ein anderer? — Dein Herr, meinst Du.“

Der Bursche grinst von einem Ohr zum andern. „Hörst Du nicht?“

„Dann hörte ich den Herrn sagen, daß sie um Mitternacht in Sankt Pantkraz sein müßten.“

Paul suchte an seiner Brust nach seiner Uhr — sie war fort.

„Wie viel Uhr ist es?“ fragte er.

„Fünfzehn Minuten nach elf, Herr,“ erwiderte der Bursche; „ich habe eben abgegeschlossen.“

Pauls Gesicht zeigte einen Ausdruck düsterer Entschlossenheit.

„Ich werde ihnen folgen,“ sagte er; „ich habe schon Zeit genug verloren!“

„Was? Das würden Sie nicht aushalten — Sie sind jetzt so schwach wie Wasser. Sie würden auf der Straße liegen bleiben wie ein verllorener Sad!“

Paul hatte die Thüre aufgestoßen. Die Aufregung verlieh ihm Kraft. — Im nächsten Augenblick war er fort.

„Wohin geht der Herr? — Nach Sankt Pantkraz?“ fragte Jabez.

„Was geht's Dich an? Mach, daß Du fortkommst und lege Deinen Dummkopf ins Bett!“ erwiderte Dgle.

Der Bursche befolgte diesen Rat nicht, er blieb in der Schenkstube, um die Rückkehr der Frau Drayton abzuwarten, deren ungewöhnliche Abwesenheit manche seltsame Vermutung in ihm hervorrief. Er fand die Thüre nach der Straße offen und zog daraus den Schluß, daß sein Herr schon fortgegangen sei. Eben legte er seine Hand auf den Drücker, die Thüre zuzuziehen, als er rasch sich

nähernde Schritte vernahm. Einen Augenblick darauf traten zwei Männer in das Haus.

„Wo ist Mister Drayton?“ sagte der eine, noch stark atmend von dem raschen Gange.

„Diesen Augenblick ist er weggegangen!“ gab Jabez zur Antwort.

„Ist's auch wahr, mein Junge?“ fragte der Mann, indem er eine Hand auf des Knaben Schulter legte.

„Er ist nach dem Bahnhofe Sanft Pantraz. Gewiß, gewiß, Herr, er muß um Mitternacht dort sein,“ versicherte der Bursche. Er hatte erkannt, wer die Angekommenen waren, und zitterte.

Die Männer sahen einander an.

„Also war das Drayton, der Mann, der an uns vorbeilief,“ sagte der eine.

„Daran ist kein Zweifel,“ bemerkte der andere. „Durchsuchen Sie das Haus, ich werde Sie hier erwarten.“

Nach zwei Minuten hatten die Männer das Haus wieder verlassen.

Eine Viertelstunde später sah der Portier des Bahnhofes von Hendon einen Mann über den Perron laufen und in den Londoner Zug hineinpringen, als die Wagen sich eben in Bewegung setzten. Er bemerkte, daß der Mann ohne Kopfbedeckung war und seinen Rock offen trug und daß ein Miß nahe am Kragen seines langen Frickeles einen Streifen von rotem Flanellfutter sehen ließ. Er glaubte ihn zu erkennen.

Der Zug hatte kaum den Bahnhof verlassen, als zwei Männer in Hast herangeliefen kamen und plötzlich vor dem Portier stehen blieben.

„Er ist fort!“ sagte der eine von ihnen ärgerlich.

„Das war der Londoner Zug elf Uhr fünfunddreißig,“ sagte der andere. „Ist jemand in der Richtung eingestiegen, Portier?“

„Ja, Sergeant; Drayton vom Falken,“ sagte der Portier.

„Der nächste Zug nach London geht um elf Uhr fünfundvierzig.“

„Ja, Herr, kommt um zwölf Uhr an!“

„Ist er präzis?“

„Auf die Sekunde!“

Die zwei Männer sahen sich an.

„Es ist noch Zeit genug!“ bemerkte der eine.

Der Wagen, welcher Frau Drayton nach London brachte, führte eine Welt von auftauchenden Ideen mit sich. Was der alte Kopf aber zusammen dachte und spann, war unklar und unbestimmt, so wirt wie das Flattern eines Seerogels, welcher bald hier, bald dort in die See eintaucht, um seine Beute zu ergreifen; bald in blisschnellem Flug geradeaus, bald mit einer Wendung zur Seite. Während sie die nachtdunklen Straßen dahinfuhr, suchte sie in ihrem konfusem Gehirn sich klar zu machen, warum und wonach man sie gesandt habe? — Warum war der Herr nach Hendon gebracht worden? — Und wenn er krank war, warum sollte er so schnell weiterbefördert werden? — Warum, wenn er weiterbefördert werden sollte, war er nicht in diesen Wagen gesetzt und nach der Station gefahren worden, um den Zug nach Cumberland zu besteigen? — Zu welchem Zweck wurde sie ins Kloster nach der Frau dieses Herrn gesandt, während derselbe doch selbst hätte dahin fahren können? — Warum befand sich die Dame im Kloster? — Die Wirtin zog ihre Stirne in tiefe Falten in dem vergeblichen Versuch, das Dunkel all dieser Geheimnisse aufzuklären.

Wenn sie an den Herrn dachte, welcher krank in ihrem Hause lag, stiegen ihr allerlei Gedanken über ihren Sohn auf. Paul war nicht ihr Sohn und er hieß nicht Drayton. Wessen Sohn er war, hatte sie niemals erfahren, und ebensowenig seinen wirklichen Namen. Aber sie hatte für ihn gesorgt und gearbeitet von seiner frühesten Kindheit an, und keine Mutter konnte ihren Sohn mehr lieben, als sie ihren Paul. Was für ein armseliges, krankes, kleines Kerlchen war er seinerzeit gewesen! Die Nachbarn schüttelten den Kopf damals und sagten: „Ihr werdet ihn nicht aufziehen, gebt acht!“

Das war vor dreißig langen Jahren gewesen und jetzt war Paul der tollste Bursche in Hendon. Zu jener Zeit lebten sie nicht in Hendon, sondern in London, und ihr Mann, die gute Seele, war noch am Leben und gesund. „Es wird gedeihen, Martha!“ sagte er zuweilen, und der Kleine schien ihn zu kennen und lachte ausgelassen, wenn er an seiner Wiege stand und mit den Fingern schnippte. Dann dachte die Wirtin an die Tage, welche darauf folgten; als das Brot rar wurde, und die Nachbarinnen sagten: „Das geschieht Euch recht; wozu braucht Ihr noch einen überflüssigen Esser zu füttern?! Bringt den Balm ins Findelhaus!“

Aber ihr Mann, Gott segne ihn, hatte immer gesagt: „Wie viel hat solch ein kleiner Kerl zu essen nötig?! Behalte ihn, Martha, er wird für Dich ein Trost sein im Alter.“

Frau Drayton wachte die naß gewordenen Augen. Dann änderten sich die Zeiten, die schlimmen Tage gingen vorüber. Sie verließen die Stadt und übernahmen das Gasthaus in Hendon. Nun aber kam der schwerste Schlag. Kaum hatten sie sich ein bißchen eingerichtet, so starb der gute Mann. Eine Woche lang lag er auf dem

Totenbett, und als das Ende herankam, rief er nach dem Kinde. „Bringe mir den Knaben!“ sagte er, und sie brachte das Kind und legte es in seine Arme. Dann hob er seine dünnen weißen Hände auf, um das lockige Haar zu streicheln, aber die schwache Hand fiel auf das Gesicht des Kleinen. —

Frau Drayton setzte sich in die andere Ecke und versuchte die Gedanken loszuwerden, welche diese Rückerinnerungen in ihr erregt hatten. Aber die Straßen waren noch immer dunkel, ein grauer, einförmiger Himmel nur hing darüber, und die Erinnerungen ließen sich nicht verschrecken. Sie gedachte der Tage, wo der junge Paul zu einem stämmigen Burschen herangewachsen war, waghalsig, sorglos, der erste bei allen tollen Streichen, der tiefste stets in der Patsche! Und es war keine Manneshand da, um ihn im Raume zu halten. Die Leute schüttelten die Köpfe und flüsteren: „Er wird noch ein böses Ende nehmen, die Bosheit liegt ihm im Blut!“ Wenn er niemals zu ehrlischer Arbeit Lust hatte, sondern stets von Reichtümern träumte, welche eines Tages kommen sollten, sich nur bei Wettrennen und auf Spielplätzen herumtrieb und dort wettete, statt ruhig und zufrieden zu Hause zu bleiben, so war das eigentlich nicht seine Schuld. Durch schlechte Gesellschaft war er auf Abwege geführt worden — man muß Geduld haben — Jugend hat keine Tugend — eine Welt von Geduld ist nötig, wenn man in Gesellschaft männlicher Wesen lebt, das ist ja bekannt.

Die Gedanken an schlechte Gesellschaft brachten die Wirtin mit einer seltsamen Wendung, deren Grund sie sich selbst nicht bewußt war, auf Hugo Ritson. Dieser Herr, welcher auf so seltsame Weise in das Haus gekommen, schien einen merkwürdigen Einfluß auf Paul zu haben und etwas von Pauls Mutter zu wissen. Paul selbst hatte schon vor langer Zeit die Sache aufgestöbert und herausgebracht, daß die Dame aus dem Irrenasyl entflohen und verwundet war, und nun kam dieser seltsame Herr mit ihrem Porträt und sagte, sie sei gestorben!

Arme Seele, wie deutlich konnte sich Frau Drayton an sie erinnern! Und es waren doch schon dreißig Jahre her! Sie hatte später niemals wieder die Frau zu sehen bekommen und ein einzigesmal nur von ihr gehört. Und selbst dieses einzigesmal war vor etwa fünfundsiebzig Jahren gewesen. Eines Tages war sie nach Vimlico gegangen, Kohlen zu bestellen, und hier begegnete sie einer alten Nachbarin, welche ihr sagte: „Frau Drayton, Ihre Mieterin, welche sich damals ertränken wollte, ist gekommen, nach dem Kinde zu sehen, aber Ihr Mann und Sie waren schon fortgezogen.“ Und nun war das arme junge Ding gestorben und dahingegangen, und sie selbst, welche sich schon in jenen Tagen für alt gehalten hatte, war noch am Leben!

Während der Zeit raffelte die Droschke durch die belebten, geräuschvollen Straßen Londons und die Gedankenreihe der Wirtin wurde durchbrochen. Nur unbestimmt wußte sie, wohin es eigentlich ging. Der Wagen führte sie an den Ort und sollte sie auch wieder von dort zurückbringen. Wenn sie das Kloster erreichen würde, hatte sie nach Frau Ritson zu fragen und ihr zu sagen, sie sei abgesandt worden, sie nach dem Bahnhof von Sanft Pantraz zu bringen, wo sie mit ihrem Manne zusammentreffen sollte, um mit dem Mitternachtszug nach Cumberland zurückzufahren. Das war alles!

Die Uhr der Abtei zeigte halb zwölf Uhr, als die Droschke in den Parlaments-Square einbog. Eine Minute später hielt sie vor dem Kloster.

Der Kutscher sprang vom Boß, zog die Klappe und half Frau Drayton aussteigen. Die eiserne Gartentür und die Thüre in dem Säulenportal öffneten sich gleichzeitig, auf der Schwelle des letzteren erschien eine Nonne mit einer Lampe in der Hand. Frau Drayton stieg die Treppe hinauf und trat in die Halle. Tiefes Dunkel herrschte in dem großen Raume, in welchem nur zwei holzgeschnitzte Stühle und ein gleichartiger Tisch sich befanden. Die Nonne trug ein grauweißes Ordenskleid mit Schleier, Gürtel und Rosenkranz.

„Kann ich eine Dame sehen, welche hier verweilt, eine Frau Ritson?“ fragte die Wirtin.

Die Nonne trat überrascht einen Schritt zurück und gab dann Antwort mit leiser, kaum vernehmlicher Stimme. Frau Draytons Augen waren jetzt an die Dunkelheit gewöhnt und blickten in das Gesicht der vor ihr Stehenden. Es war ein sorgenvolles, trübes Gesicht, und als es die Schwester für einen Augenblick erhob, fühlte Frau Drayton einen kalten Schauer, als ob eine Totenhand sie berührt hätte.

Es war das Gesicht von Pauls Mutter; älter, trauriger, ruhiger, aber immer noch dasselbe Gesicht.

Die Nonne ließ ihre Augen sinken und machte das Zeichen des Kreuzes. Dann ging sie mit raschem, geräuschlosem Schritt an das andere Ende der Halle und läutete an einer Hausglocke. Einen Augenblick darauf erschien eine zweite Schwester, eine Novize, bekleidet wie die andere, aber ganz in Weiß. Frau Drayton zitterte jetzt vom Kopf bis zu den Füßen, vermochte aber doch ihre Frage zu wiederholen, worauf sie in einen leeren, frostigen Raum geführt und daselbst allein gelassen wurde.

Als Greta sich vor drei Stunden von Hugo trennte, befand sie sich in nervösester Erregung. Eine neue seltsame Drohung hatte sie in Schreden versetzt. Sie war aufgefordert worden, eines von zwei Uebeln zu wählen, und da sie nicht an Hugos Macht glaubte, so hatte sie beide zurückgewiesen, aber die Ungewißheit war schrecklich! Wozu konnte nicht ein Mann wie Ritson durch die Leidenschaft gebracht werden, durch verhaltene, unerwiderte Leidenschaft? Ohne Erbarmen, ohne Gewissen, mit einem unbeugsamen Willen und einem Herzen, das kein Mitleid kannte, war er der Mann, vor dem Neuffersten nicht zurückzuschrecken.

Gretas erste Regung war gewesen, ihren Gatten aufzusuchen, aber das war ein thörichter Gedanke. Wo sollte sie ihn suchen? Ueberdies hatte sie versprochen, im Kloster zu bleiben bis er käme sie abzuholen, und sie mußte ihr Wort halten. Sie kam nicht in den Speisesaal zum Abendessen, sondern schlich hinauf in ihr Zimmer. Die Besserglocke ertönte, aber Greta ging nicht in die Kapelle. Sie legte sich in schwerer Herzensangst nieder und weinte bittere Thränen. Der Klang der Vesperhymne flutete hinauf bis zu ihr und noch immer weinte sie. Kein Licht erhellte dieses Dunkel, kein Weg führte aus diesem Labyrinth; sie mußte warten und geduldig ausharren.

Wo blieb nur der Vikar? Sie hatte nach ihm telegraphirt und er hatte geantwortet, er wolle kommen, aber Stunde um Stunde verging und immer noch war er nicht eingetroffen.

Drei Stunden brachte sie so zu in Angst und Unruhe. Sie hörte die Schwestern die hallende steinerne Treppe hinaufgehen in ihre Schlaffäle, dann wurde das große Haus so stumm wie ein Grab.

Ihr Fenster ging auf die Straße. Alles war ruhig draußen, kein Schritt tönte auf dem Pflaster. Die beiden Türme der alten Abtei erhoben sich in unbestimmten Umrissen gegen den Nachthimmel — bei Tage ein Zufluchtsort für die Tauben, welche über der todbenden See des geräuschvollen Lebens der ungeheuren Stadt schwebten, bei Nacht ein heimliches Merkzeichen, von welchem aus die Stimme der Glocke die Flucht der Zeit kündete.

Aus ihrem tiefen Nachsinnen wurde Greta durch ein Klopfen an der Thüre aufgeschreckt. Die Novize trat ein und sagte ihr, eine Frau warte unten und wünsche sie zu sprechen. Greta zeigte keine Ueberraschung. Ohne ein Wort, ohne Frage, folgte sie der Novize in das Zimmer, wo Frau Drayton saß.

Sie erkannte die Wirtin und hörte ihre Mitteilung ruhig an. Gretas Herz schlug freudig bei dem Gedanken, mit ihrem Manne wieder vereinigt zu werden. Das war die Antwort auf das Gebet, welches unzähligemal aus ihrem bekümmerten Herzen zum Himmel aufgestiegen war! Sie war jetzt überzeugt, daß Hugos Drohung nichts gewesen als leere Worte. Bald wird sie an Pauls Seite sein und seine Hand halten, und keine irdische Macht wird sie wieder trennen können! Ach, Gott dem gnädigen Vater sei Dank, welcher die wunden Herzen seiner Kinder heilt! In kurzem wird sie wieder glücklich und alle Leiden der jüngsten Tage verschwunden sein im Nebel der Vergangenheit.

„Um zwölf Uhr soll ich auf dem Sanft Pantrazbahnhof sein?“ fragte sie.

„Ja, und es ist keine Zeit zu verlieren,“ entgegnete Frau Drayton.

„Und er wird dort sein und mich erwarten?“ fragte Greta weiter.

„Ja, auf dem Bahnhof,“ gab die Wirtin zur Antwort. Greta war voll überströmender Freude, sie schloß die alte Frau in ihre Arme und küßte ihre faltigen Wangen.

„Warten Sie einen Augenblick — nur eine Minute,“ sagte sie und eilte davon. Die Freude beflügelte ihre Schritte, als sie die Treppe hinaufstieg. Doch kaum hatte sie die Mitte derselben erreicht, als ihre fröhliche Aufregung erlahmte und sie mit bekümmertem Gesicht und zögernden Schritten zurückkehrte.

„Aber warum kam er nicht selbst nach mir?“ fragte sie.

„Der Herr ist nicht wohl, er ist krank,“ antwortete Frau Drayton.

„Krank? Sie sagen, er sei krank? Dann konnte er freilich nicht kommen — und ich wollte ihn schon dafür tadeln, daß er nicht kam.“

„Der Herr ist etwas schwach, aber es ist nicht schlimm.“ Greta wandte sich und ging wieder langsam die Treppe hinauf. An einer Thüre im ersten Stock klopfte sie leicht an, eine Stimme antwortete von innen; sie trat ein.

Die Oberin kniete auf einem Betschemel; als Greta eintrat, wandte sie ihr ein ruhiges und verklärtes Gesicht zu. „Ehrwürdige Mutter,“ sagte die junge Frau, „ich muß Sie verlassen, diesen Augenblick noch.“

„So schnell, meine Tochter?“

„Mein Mann hat nach mir gesandt, er wird mich auf dem Bahnhof um zwölf Uhr erwarten.“

„Warum kam er nicht selbst?“

„Er ist krank, er ging direkt dahin.“

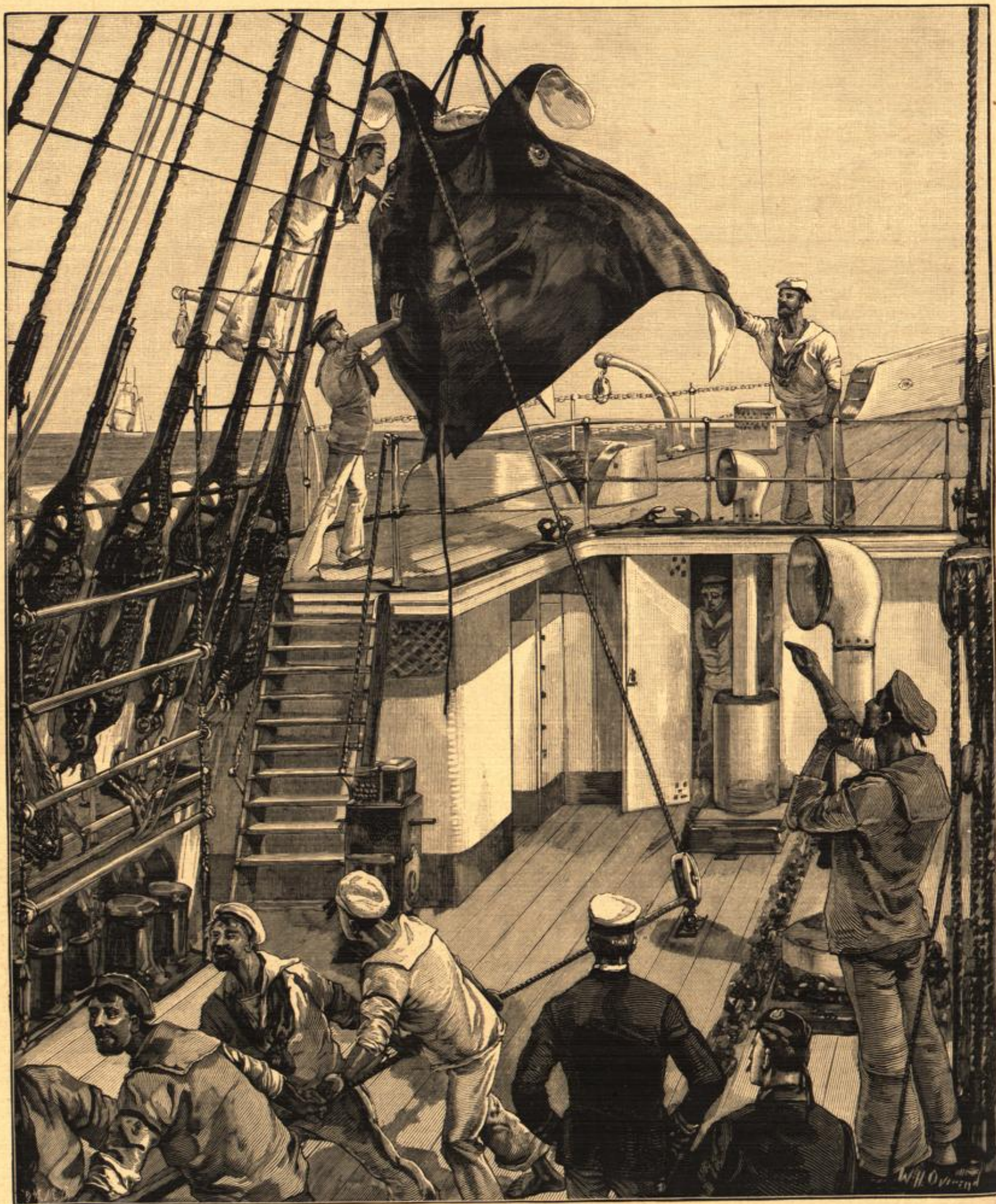
„Die Botschaft kommt so plötzlich, zu so später Stunde — sind Sie damit einverstanden?“

„Ich muß eilen, ich bin in Sorge um ihn. Und dann, ehrwürdige Mutter —“

„Was noch, meine Tochter?“
 „Ein alter Herr, ein Geistlicher, Mister Christian, wird aus Cumberland kommen. Ich erwartete ihn jede Stunde, aber er ist noch nicht eingetroffen; jetzt kann ich nicht

länger mehr warten, ich muß zu meinem Manne. Wollen Sie Auftrag geben, ehrwürdige Mutter, daß ihm eine Mitteilung von mir zukommt?“
 „Welche Mitteilung, mein Kind?“

„Daß ich mit meinem Mann mit dem Zug, der um Mitternacht von Saint Pantaz abgeht, zurückgelehrt bin!“
 „Die Laienschwester in der Vorhalle wird es ihm berichten.“



Fang eines Seetensfels. (S. 505.)

„Wer ist die Schwester?“
 „Schwester Grace.“
 Eine Stille trat ein.
 „Ehrwürdige Mutter, hat Schwester Grace jemals von ihrer Vergangenheit gesprochen?“

„Uns hier gilt die Vergangenheit nichts, meine Tochter; in diese Mauern bringt die Welt nicht ein, in Gegenwart des Kreuzes sind Vergangenheit und Zukunft eins!“
 Mit einem tiefen Atemzug bückte sich Greta, küßte die Hand der Oberin und ging langsamen Schrittes hinaus.

Dieselbe Nonne, welche ihnen die Thüre geöffnet hatte, schloß sie auch, als Greta und die Wirtin das Kloster verließen.
 Frau Drayton faßte Gretas Arm, als sie hindurch gingen, ihre Hand zitterte merklich.

„Wer ist die?“ flüsterte die Wirtin, als sie im Wagen saßen.
„Schwester Grace,“ sagte Greta und wandte den Kopf beiseite.
„Ich hätte darauf schwören können, daß es die Mutter meines Pauls war!“ murmelte Frau Drayton.
Greta blickte sich um, aber die Wirtin sah nichts von dem fragenden Blick, ihre Augen und Gedanken waren weit weg.

Trotz der späten Stunde herrschte in den Straßen großes Gedränge. Die Droschke, worin Greta und Frau Drayton saßen, fuhr durch die „Seven Dials“. Aus Kneipen und Spielunten niedrigster Art kamen hier jene traurigen Ruinen von Männern und Weibern der Großstadt scharenweise heraus. Zurufe, Flüche, Zanfen und Gelächter übertönten das Geräusch der Räder. Stoppelbärtige Männer und ungewaschene Frauen, schmutzige Kinder, welche zwischen den Aulstern- und Apfelsinenver-

käufern hin und her sich drängten; Diebe, Müßiggänger, Bagabunden aller Art, nirgends ehrenwerte Leute, und inmitten des Gedränges die dunklen Gestalten der Schul-
leute.
Gretas Herz schlug lebhaft, ihr Geist war voll neuer Heiterkeit. Als sie über die geräuschvollen Straßen hin-
fuhren, schien jeder Zoll des Weges eine neue Empfindung in ihrer Seele zu erwecken, sie wunderte sich, woher diese Menschenmasse kam und wohin sie ging.

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Dame des Hauses: „Sie wollen doch nicht schon gehen, Herr Professor!“
„Allerdings, meine Gnädige, man darf seine Freunde nicht zu lange in Anspruch nehmen, ich habe ein sehr feines Gefühl dafür...“
Dame des Hauses: „O nein, durchaus nicht, ich versichere Sie!“



Bekanntmachung: Heute nacht ist der Compagnieschneider Elias Hädel, 4. Compagnie, flüchtig geworden. Derselbe trägt seine Zivilkleider und seine Uniform in einer Reisetasche bei sich.



„Denke Dir, Elise, als ich heute aus der Klavierschule nach Hause gehe, hatte wieder ein junger Mann die Frechheit, mich nachzugehen und mich am Thore sogar anzusprechen, ich habe ihm aber diesmal die Wahrheit gesagt!“
„So, was hast Du ihm denn gesagt?“
„Hi, daß ich jeden Tag um dieselbe Zeit diesen Weg gehe.“



Besuch: „Sie können sich denken, liebe Frau Baronin, diese Nachricht war schrecklich; als man sie der bedauernswerten Frau Gräfin mittheilte, fiel sie in eine tiefe Ohnmacht...“
Freiherren (unterbrechend): „Nana, ist denn Ohnmacht ein Loh?“



Schiffskapitän: „Also Du willst Seemann werden? Hum — bistest schwach — was bist Du von Hause?“
Junger Mann: „Ausgerissen!“



Herr (seufzt): „Ach, ich könnte Sie vor lauter Liebe gleich...“
Fräulein: „Aufpassen! Nicht wahr? Hören Sie, da hatte ich heute nacht einen Traum. Mir träumte von Ihnen...“
Herr (entzückt): „Welches Bild?“
Fräulein: „Mir träumte nämlich, ich wäre eine Dösel und Sie... nun, Sie kamen und trafen mich auf.“

Hundertmal wollte sie anhalten und ihre Börse leeren. Ein Blinder, welcher auf einer zinnernen Pseife spielte, geführt von einem kleinen Hunde, den er an einer langen Schnur hielt, erweckte ihr Mitleid. Der klagende Blick in den Augen des Tierchens war der Gegenstand ihres lebhaften Mitgeföhls.

Ein unsauberes Weib, welches, ein schreiendes, tränkliches Kind in den Armen, betrunken und mit unbedecktem Kopf die Straße entlang taumelte, fast unter den Füßen der Pferde, erweckte gleich darauf Gretas Bekümmerniß;

dann wieder haftete ihr schmerzlicher Blick auf der schwächlichen Gestalt eines schmutzigen Knaben, welcher zusammengekauert auf einer Treppe saß, wie eine verhungerte Katze.

Aber sie durfte nicht einen Augenblick verlieren, daher lehnte sie sich zurück und schloß die Augen, aber doch mit dem Gefühl, daß es selbstsüchtig sei, so glücklich zu sein.

Der Wagen hielt plötzlich an; sie hatten den Bahnhof erreicht.

„Ist er da?“ fragte Greta. Ihre Augen überflogen den Platz mit einem Blick.

Sie sah Paul nicht, und als dann ein Träger den Wagenschlag öffnete und ihr aussteigen half, lag die Frage auf ihrer Zunge, ob er ihren Mann nicht gesehen habe. Doch nein, sie wollte nicht fragen, sie mußte selbst nach ihm suchen, so daß sie ihn zuerst sehen konnte. O ja! Sie mußte ihn zuerst sehen, und jetzt war sie fest entschlossen, niemand zu fragen.

Der Träger brachte das Gepäck auf den Perron, Greta folgte ihm mit Frau Drayton. Ihre weitgeöffneten Augen blickten sehnsüchtig unter den zitternden

Augenlidern hervor, ängstlich ringsum suchend. Nein, Paul war nicht da.

„Wie viel Uhr ist es?“ fragte sie, während ihre Blicke noch immer das wogende Gedränge durchsuchten.

„Zehn Minuten vor zwölf Uhr,“ erwiderte der Träger. „Dann wird er bald hier sein,“ sagte sie mit einem Seufzer der Erleichterung.

„Wollen Sie im Wartsaal Platz nehmen, Miß?“ bemerkte der Träger.

Und sie folgte ihm dahin fast unbewußt; Frau Drayton hinkte hinter ihr her.

„Was sagte er über sein Unwohlsein?“ fragte sie, als sie allein geblieben waren.

„Er sagte, er sei nur ein bißchen schwindelig. Er ist wohl nicht sehr daran gewöhnt, krank zu sein?“ meinte die Wirtin.

„Das ist wahr; und was sagten Sie dann?“

„Ich redete ihm zu, ein bißchen auszuruhen und einen Tropfen von irgend etwas zu trinken, und er lachte und sagte: „Ich danke Ihnen, meine liebe Frau!““

„Das haben Sie gut gemacht, meine gute, alte Seele,“ sagte Greta und umarmte die Wirtin zärtlich. „Ich bin sicher, Sie waren sehr gut gegen meinen Mann und pflegten ihn freundlich, während ich nicht da war; ich danke Ihnen, danke Ihnen!“

Frau Drayton fühlte sich unbehaglich.

„Ja, sehen Sie, ich kann es nicht ertragen, wenn ich ein Mitgeschöpf leiden sehe, das geht gegen mein Gefühl.“ Greta war aufgestanden.

„Bleiben Sie hier, Frau Drayton — Drayton, so ist doch Ihr Name? — bleiben Sie hier, während ich auf den Perron hinausgehe. Vielleicht kommt er und dann sieht er mich nicht. Ach ja, vielleicht sucht er mich jetzt überall!“

Sie ging hinaus und drängte sich zwischen den Leuten durch, welche bald hier, bald dahin eilten, und zwischen den Karren, welche Gepäck nach der Woge und von dort nach den Wagen brachten. Endlich lehrte sie zu dem Wartsaal zurück.

„O, Frau Drayton,“ sagte sie, „ich hatte letzte Nacht einen so schrecklichen Traum! — Was denken Sie wohl, wird er kräftig genug sein, um zu kommen?“

„Gewiß, gewiß, meine Liebe! Sagen Sie ihr, sie solle mit ihrem Manne um zwölf Uhr zusammentreffen!“ das waren die eigenen Worte des Herrn.

„Wie glücklich werde ich sein, wenn wir erst zu Hause sind, o, wie sorgsam will ich ihn dann pflegen, wenn er krank ist!“ Der Glanz ihrer Taubenaugen zeigte deutlich, daß in diesem Augenblick selbst der Gedanke an Krankheit etwas Tröstliches für sie hatte.

„Und was Träume betrifft, so bin ich sicher, es sind nur Träume, und was sind Träume? — sage ich!“ bemerkte die Wirtin.

„Sie haben recht, Frau Drayton,“ entgegnete Greta und eilte wieder auf den Perron. Sie dachte an den Vikar Christian. Sollte er vielleicht schon angekommen sein? Der Träger, welcher ihr Gepäck heringebracht hatte, stand noch immer da, neben ihm ein anderer Träger. Beide wandten Greta den Rücken zu. Als sie aus dem Wartsaal ging, hörte sie einen Teil ihrer Unterhaltung, ehe sie bemerkten, daß sie nahe war.

„Hast Du die alte Heile gesehen, welche mit dem Eschzug ankam, mit den Samaschen an den Beinen?“

„Ja, es war wirklich Großmutter's Urgroßvater von anno eins mit Schnallenschuhen und langen Strümpfen!“

„Aber eine gute Sorte jedenfalls. Er verlangte einen Wagen nach dem katholischen Kloster Westminster.“

Greta konnte sich nicht länger zurückhalten. Sie hatte zwanzig Fragen an die Männer zu richten. „Wann war der Geistliche angekommen? Wann war er abgefahren? Vielleicht in einem Cab? Wird es rasch fahren? Kann er noch rechtzeitig zurückkommen?“

„Mit welchem Zug fahren Sie, Fräulein? — Um zwölf Uhr, nach Norden?“

„Ja. Kann er den Zug noch erreichen?“

„Er wird schwerlich um zwölf Uhr zurück sein,“ sagte der Träger.

Aber trotzdem fühlte sich Greta so ermutigt und erfreut über die Auskunft, daß sie ihre Börse herauszog und dem Manne fünf Schilling gab. Sie hatte kein anderes kleines Geld als zwei halbe Kronen und zwei Pfennig, und in ihrer jetzigen freudigen Stimmung war sie nicht im Zweifel, was der Ueberbringer dieser guten Nachrichten verdiente, Silber oder Kupfer.

Der Mann blickte erstaunt auf, dann lächelte er und fügte sich sehr bald in das Unerwartete. Mit ungewöhnlicher Heiterkeit klebte er die Zettel auf das Gepäck und eilte dann zu dem Nordzug, welcher schon auf seinem Geleise stand.

Es waren kaum noch drei Minuten bis zwölf Uhr. Frau Drayton hatte sich durch die hin und her laufenden Passagiere auf den Perron zu Greta hinausgedrängt.

„O, ich habe ein Gefühl, als ob tausend Herzen in meiner Brust schlugen und schwellten — ist es auch gewiß, daß er kommen wird?“ fragte Greta. „Träger, haben Sie das Gepäck in den Wagen geschafft? Welches ist der Zug? Der links?“

„Nein, Fräulein, der links geht hinaus, um Raum zu

machen für den Lokalzug nach Kentish-Town und Hendon; der rechts ist Ihr Zug. Haben Sie ein Billet, Fräulein?“

„Noch nicht! — Soll ich eins nehmen, glauben Sie? — Ist nur noch so wenig Zeit? — Ja, ich will zwei Billette nehmen,“ sagte sie, zu der Wirtin gewendet, „dann, wenn er kommt, hat er nichts weiter zu thun, als in den Wagen zu steigen.“

„Sie müssen sich aber sehr beeilen, Fräulein, der Zug muß gleich abfahren — nur eine Minute noch,“ erinnerte der Träger.

Gretas leuchtende Augen liefen über das Gedränge hin, plötzlich stamnten sie auf, schneller als ein Blitz, und ihr ganzes Gesicht verklärte ein himmlisches Lächeln.

„Ah, da ist er — dort hinten — an dem Schalter. Laufen Sie zu ihm, aber schnell, aber schnell, meine gute, liebe Frau, eilen Sie und sagen Sie ihm, daß ich hier bin. Ich werde ein Coupé nehmen und die Thüre offen lassen.“

Greta eilte die Plattform entlang. Im nächsten Augenblick hatte sie eine Wagenthür geöffnet und stand da mit dem Griff in der Hand. Sie sah ihn kommen, ihn, der ihr mehr war als die ganze Welt. Aber sie sah nicht nochmals nach ihm, nein, sie wollte ihn nicht nochmals sehen; erst wenn sie eingestiegen waren, wenn sie allein miteinander.

Neben ihm ging Hugo! War es möglich? Und er hatte ihren Mann mitgebracht? Ah, er hatte bereut und sie allein war bis ans Ende bitter und feindselig gewesen! Wie edel von ihm, wie grausam von ihr!

Ihre Augen senkten sich, eine warme Glut übersflog ihre Wangen, als der zuerst Gekommene in den Wagen stieg. Sie blickte nicht nach ihm, auch er sah sie nicht an, sie fühlte es, obgleich ihre Augen gefenkt waren. „O, wenn wir allein sein werden!“ dachte sie und dann wandte sie sich zu Hugo. Das himmlische Lächeln lag noch immer auf ihrem Gesicht und ihre strahlenden Augen drückten Freude und Kummer zugleich aus.

„Hugo, ich fürchte,“ stammelte sie, „ich war hart und grausam gegen Dich, seien wir Freunde, laß mich Deine Schwester sein!“

Schweigend sah er sie an, sein krankes Bein schleifte einen Schritt nach. Er sah, was in ihrem Herzen vorging, er wußte, was in dem seinigen war. Er dachte an den Schlag, den er eben jetzt gegen sie führte.

Sie streckte ihre Hand aus und ergriff die seinige, welche nicht widerstrebte. Er wußte, daß er im Begriff war, dieses verächtliche Herz im nächsten Augenblick für immer zu brechen, er wußte, wer in den Wagen eingestiegen.

Greta beugte sich zu ihm und küßte ihn auf die Wange. Er konnte es nicht länger ertragen, er war erschüttert; er konnte nicht sprechen, die Bewegung überwältigte ihn.

Sie wandte sich gegen die Wirtin, welche daneben stand, an den Bändern ihres Hutes zupfte und in das Innere des Wagens starrte.

„Leben Sie wohl, Frau Drayton, und Gott segne Sie für das, was Sie für meinen Mann gethan haben!“

Die Wirtin murmelte etwas Unverständliches; sie war verwirrt, stotterte und verstummte dann.

Greta stieg in den Wagen, der Kondukteur stand an der Thüre. Schon hatte die Glocke geläutet. Schon war der Zug signalisirt. Schriß ertönte das Pfeifen der Lokomotive und beinahe gleichzeitig schlug es Mitternacht.

„Halt — halt!“

Es wurde vom Ende des Perrons her gerufen. Der Kondukteur wandte sich lächelnd um, den Menschen anzusehen, dem es einfallen konnte, einem Zug „Halt!“ zuzurufen.

Ein alter Herr mit seidenen Strümpfen und Samaschen, mit langem weißem Haar, das unter dem breiten Rande eines niedrigen Hutes flatterte, kam atemlos auf die einzige Waggenthüre zugelaufen, welche noch immer geöffnet war.

„Schnell, Herr, der Zug bewegt sich schon; hinein mit Ihnen!“

„Mister Christian!“ rief Greta, schlang die Arme um ihn und zog ihn hinein in das Coupé. Der Zug ging langsam ab.

In diesem Augenblick dampfte ein anderer Zug von der entgegengesetzten Seite herein. Es war der Lokalzug von Kentish-Town und Hendon. Noch ehe er anhielt, sprangen zwei Männer heraus. Es waren die beiden Polizeibeamten. Da plötzlich, ganz unerwartet, brach ein Mann durch die Barrieren von der Straße herein und rannte auf den Perron. Sein Kopf war unbedeckt, sein Gesicht gespensterhaft weiß. In einem Augenblick hatten ihn die Polizeibeamten gefaßt. Noch hatte der Zug nach dem Norden, in welchem Greta saß, die Bahnhalde nicht ganz verlassen. Er sah ihn abfahren, ergriff die Hände, welche ihn festhielten, und warf sie beiseite, als ob es Kinderhände gewesen wären. Dann stürzte er dem abfahrenden Zuge nach. Dieser war bereits in raschem Gange, im nächsten Augenblick war er in der Dunkelheit verschwunden. Und der Mann stand da mit bloßem Kopf, in Schweiß gebadet, mit abschalem Gesicht. Seine Kleider waren offen und in Unordnung, der Kragen seines Frierockes abgerissen, so daß ein Streifen von rotem Flanellfutter sichtbar wurde. — Es war Paul Ritson.

Die Polizeibeamten eilten herbei, verstärkt durch zwei Gepäckträger, um ihren Mann festzunehmen. Dieser war jedoch ganz ruhig jetzt und leistete nicht den geringsten Widerstand, als ihm Handschellen angelegt wurden. Mit verwirrtem, leerem Blick sah er um sich und schien kaum zu verstehen, wo er sich befand und was mit ihm vorging.

Er wurde vom Perron abgeführt. Hugo stand an der Stelle, wo Greta ihn eine Minute zuvor verlassen hatte. Als die Gruppe dort vorbeikam, hielt der Verhaftete an und blickte schweigend nach Hugo hinüber; für einen Augenblick verschwand der wirre Ausdruck aus seinen Augen — dann wandte er den Kopf beiseite und ließ sich ruhig abführen. (Fortsetzung folgt.)

Ungarische Bäuerin.

(Bild S. 494.)

Der freundliche Leser wird gewiß ebenso wenig wie wir selbst geneigt sein, den ungarischen Bäuerinnen zu nahe zu treten, und er wird dabei doch vielleicht der Ansicht sein, daß unser Bild kaum als der normale Typus der ungarischen Bäuerin angesehen werden darf. Unsere „ungarische Bäuerin“ ist denn auch nebenbei eine große Künstlerin und eine kleine Baronin. Als Künstlerin heißt sie Louise Blaha, als Aristokratin Baronin Splényi und ist die Gattin des Chefs des ungarischen Detektivcorps, eines Mannes, der, so oft es irgendwelche Demonstrationen oder Krawalle oder hervorragende Verwundungen oder sonstige sensationelle Kriminalgeschichten in Budapest gibt, also ziemlich häufig, also eigentlich immer, Gelegenheit hat, in den Vordergrund der Ereignisse zu treten. Frau Blaha ist der verwöhnte Liebling der ungarischen Nation, die sie als die genialste und anmutigste Vertreterin der magyarischen Volksmuse geradezu auf den Händen trägt. — Unser Bild ist eine Reproduktion nach einem trefflichen Gemälde des tüchtigen ungarischen Künstlers Georg Vassaghy.



Erfah für den Weinstock.

Ein Erfah für den Weinstock, falls er im Kampfe gegen die Reblaus unterliegen sollte, scheint uns aus Mittelamerika kommen zu sollen. Der L. L. Hofstungärtner Rosenthal in Albern bei Wien empfing kürzlich von den Kultivatoren Damman & Co. in San Giovanni (Süditalien) eine Anzahl Samenkörner einer neuen Pflanze, welche den Weinstock zu erlösen im Stande sei. Es sind dies Samen der Klemme (*Cissus mexicana*); dieselbe gehört zur Familie der Ampeliden, in deren Rahmen der Weinstock (*Vitis*) auch eingestuft ist. Die Zeitschrift des Landwirtschaftlichen Vereins des Großherzogtums Hessen bringt über diese interessante Pflanze folgende Mitteilungen: Aus den Wäldern der Provinz Sinalva in Mexiko kommen uns Wurzeln, beziehungsweise Knollen und Samen einer neuen Pflanze zu, die, wenn sich bekümmen sollte, was uns darüber geschrieben wurde, eine kleine Revolution unter den Weinbauern südlicher und vielleicht auch nördlicher Länder hervorrufen würde. In sehr gedrängtem Auszuge geben wir hier wieder, was uns unser Freund und Sammler darüber schreibt. Anfangs Juni, so sagt derselbe, treibt der manchmal sehr umfangreiche Weinstock eine große Anzahl Ranken, welche während der nun eintretenden Regenperiode ungemein schnell und üppig wachsen, die neuen Bäume erklettern, Felsen und Schluchten überwuchern und alle Nachbarpflanzen überranken und womöglich erdrücken. Schon im September beginnen die Beeren zu reifen, und selbst an den schattigsten Stellen sind dieselben mit Oktober vollkommen reif. Der Weinstock ist manchmal sehr verzweigt, handförmig und drängt sich zwischen Felsen und Gerölle, acht Monate lang die denkbar größte Dürre überstehend und alljährlich, ohne irgendwelche Pflege, und im Zeitraum von kaum vier Monaten wachsend und begehrenswerte Trauben reifend. Ende Oktober fällt das schöne, unterem Weinlaub sehr ähnliche Blattwerk zur Erde und darnach alsbald die Jahrestriebe selbst, indem sich die einzelnen Glieder lösen und bis zum Wurzelhalse abfallen. Die Beeren sind groß, rot oder weiß, am häufigsten aber rot, sie sind süß und die Bewohner jener Provinz bereiten aus denselben Wein, Essig und vor allem durch Einlösen ein köstliches Kompot, das sie „Uvata“ nennen. Der Geschmack gleicht dem der Muskattrauben Italiens. Wenn man darnach betrachtet, daß diese neue Rebe sich reichlich mit dem eigenen in großer Fülle erzeugten Blattwerk gegen eine acht Monate andauernde fast tropische Hitze schützt, indem sie ihre Wurzelstöcke damit bedeckt, so darf man wohl annehmen, ohne fehlzugehen, daß ihr auch die geringe Kälte weinbautreibender Gegenden Europas und selbst höhere Kälte nicht schaden könnte, sofern man Sorge trägt, daß der Boden nicht sehr gefriert. Sie bedarf nur der Wärme des Rheingaus und der Niederelbe, um ihre Trauben im langen Sommer sehr gut zu reifen. Der Schnitt fällt ganz fort, und sie ist genügsam, jeder Boden sagt ihr zu, felsige Gelände sind ihr am liebsten. Wir erzogen eine Anzahl Sämlinge, welche prächtig wachsen. Die jungen Blätter sind stark weichwollig, verlieren aber bald fast ganz diese Eigenschaft. Die Samen sind noch einmal so groß als diejenigen unserer Reben. Sie liegen ein Jahr in dem Boden und keimen, wie es scheint, überhaupt ungleichmäßig.



Aus allen Gebieten.

Ueber Kinderwagen.

Da das warme Frühlingswetter wieder zum Ausfahren der kleinen Kinder lockt, so möchten wir an die Mütter und Kinderwärtinnen die Mahnung richten: Schont die Augen der Kinder! Im Kinderwagen soll man niemals ein Kind auf den Rücken legen, auch selbst dann nicht, wenn kein Sonnenchein ist, weil auch das durch die Wolken dringende Licht etwas blendet. Die Rückenlage ist überhaupt keine gesunde und sollte auch bei den Kindern nicht angewendet werden. Außerdem vermeide man, weiße Bettchen in den Kinderwagen zu legen oder über denselben rote oder weiße Tücher anzubringen. Der Hals der Kleinen darf niemals mit diesen Tüchern verbunden werden, weil dadurch die Kinder leicht ins Schwitzen geraten werden und sich leicht erkälten können.

Das Pelzigwerden der Radleschen und Kettiche zu vermeiden.

Die Ursache für diese Erscheinung ist in einem ungleichmäßigen, namentlich durch Trockenheit oder durch zu festen Boden verursachten Wachstum zu suchen. Um diesem Uebelstande abzuwehren, wird nach den „Ver. Frauenblättern“ empfohlen, die Oberfläche der zugerichteten Beete zu bedecken, und zwar am besten mit Sägespänen oder Torfmull, welche 1 bis 2 Finger hoch aufgebracht werden; gut ist es, den Torfmull oder die Sägespäne einige Zeit vorher mit Jauche zu begießen und öfter umzuarbeiten. Ist die Bedeckung vorher mit Jauche begossen worden, so kann man die Radleschen und Kettiche gleich in die Bedeckung hineinstecken, andernfalls ist man in den gut gelockerten Boden und deckt das Beet dann in der angegebenen Weise zu. Die Hauptsache ist, für eine genügende Feuchthaltung zu sorgen, was durch die Bedeckung sehr erleichtert wird; dieselbe hält auch den Boden locker. Der Verlust ist leicht anzustellen. Wenn das Mittel richtig wirkt, so milde man ja auch im Hochsommer unter dessen Anwendung Kettiche ziehen können, ohne daß die selben pelzig werden.

Wie bewahrt man das Geflügel vor Krankheit?

Die Tiere gesund zu erhalten, ist viel wichtiger und einfacher, als franks zu kurieren, weshalb jeder Geflügelzüchter und -halter folgende, der „Verfasser“ entnommene Hauptregeln beachten möge: 1) Füttere stets regelmäßig, sowohl was die Zeit, als auch was die Quantität anlangt, damit die Tiere sich nicht überfressen. 2) Das Trinkwasser muß stets rein sein, denn schlechtes Wasser kann vielerlei Krankheiten verursachen. 3) Füttere vom Korn stets das beste, weil es auf die Dauer das billigste ist. Im Hinterkopf sind oft schädliche und giftige Samenreizen, welche von gefräßigen Tieren mit aufgenommen werden und Krankheit, respektive Tod im Gefolge haben können. 4) Füttere niemals schimmeliges oder verdorbenes Futter, weil dadurch Durchfall und andere Krankheiten entstehen können. 5) Verabreiche keine giftigen oder ungesunden Kräuter. 6) Suche die Tiere gegen kalten Regen und Schnee so viel als irgend möglich zu schützen, laß sie nicht auf kaltem Boden gehen, sondern gib den Ställen einen Bretterboden. 7) Will man das gewohnte Futter wechseln, so muß der Uebergang ganz allmählich geschehen. 8) Abends verabreiche man Korn, damit die Tiere morgens nicht zu hungrig sind und zu gierig über alles, was sie finden, herfallen. 9) Man sorge in den Ställen für reine, frische Luft. 10) Man beobachte die größte Keuschheit und entferne allmählich wenigstens zweimal den Mist aus dem Stall und streue darnach viel Sand.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Ein großer Redner.

Ueber einen bekannten englischen Staatsmann, dessen Rednergabe einer seiner Freunde hervorhob, sagte einer seiner Gegner: „Ja wohl, ein großer Redner; um zu jagen zweimal zwei macht vier, würde er sich so ausdrücken: Meine Herren, wenn wir den Wunsch oder die Absicht hegen, vermöge jener rechnerischen Operation, die in allen Kreisen des Volkes unter dem Namen Multiplikation bekannt ist, das Produkt zu berechnen, das sich ergibt, wenn man die Summe von zwei Einheiten mit sich selbst vermehrt, so würden wir finden — und ich behaupte dies zuverlässig und ohne irgend erheblichen Widerspruch zu befürchten — so würden wir, ich wiederhole dies meine Herren, durch geeignete und richtige Anwendung jener näher bezeichneten rechnerischen Operation finden — und ich bin bereit, für diese Behauptung die volle Verantwortung zu übernehmen — daß das Produkt von zweimal zwei — vier ist.“

In einem hannoverschen Dorfe waren die Bauern nachgerade so nachlässig geworden, daß auf ihren Feldern mehr Unkraut als Getreide wuchs. Der Pfarrer, welcher fast ausschließlich auf den Zehnten in natura angewiesen war und die Bauern schon oft unter der Hand zu besserer Behandlung ihrer Felder und der Saatkraut ermahnt hatte, sah sich endlich genötigt, von der Kanzel sie auf ihre Pflicht aufmerksam zu machen; er leitete seine dahin zielende Predigt mit den Worten ein:

„Trespen, Roden, Vogelwiden
Sollt ihr nicht als Zehnten schicken;
Gottes Wort ich lehre rein,
So soll auch mein Brotkorn sein!“

Das half. Die Bauern bemühten sich von da ab, wenigstens die größten Sünden in der Bestellung ihrer Felder zu vermeiden.

Als der alte Herzog Peter von Oldenburg nach dem Freiheitskriege aus seiner Verbannung in Rußland zurückkehrte, wurde er von seinen treuen Oldenburgern überall festlich empfangen. Als er in einem kleinen Orte des Jevelandes des Pferdewechsels wegen einen kurzen Aufenthalt hatte, nahte seinem Wagen eine feierliche Abordnung unter Führung eines alten Bauern, welcher dem Landesherren auf befräßigem Bierteller ein großes Kelchglas mit — Schnaps darbot. Der Herzog, etwas befremdet über diese Art der Huldigung, winkte ab mit den Worten:

„Ich danke, lieber Mann, ich trinke keinen Brantwein.“

Aber der Alte ließ sich nicht verblüffen, sondern erwiderte mit Würde:

„Hoheit, unser Land ist kein Land von Redensarten, unser Land ist ein Land von T. Supen!“

Neue Bücher und Schriften.

Belfeld, R., Das Verlangen der neuen Seite. Stuttgart, Neuh. & Müller.
Dernau, F., Der Böhmische Wald. 8/10. Prag, J. Otto.
Dietz, C., Die zweite Ehe. Stiefelkinder und Stiefkinder. Berlin, R. v. Deder.
Eich, W., Die französische Revolution in vollständiger Darstellung. Heft 11/16. Stuttgart, Dietz.
Egger, R., Eine Probe auf die Leistungsfähigkeit des Bolapil. Hamburg, Herold.
Fell, H., 450 deutsche Vornamen, als Mahnung für das deutsche Volk zum sammelgute. Leipzig, G. Fock.
Deutsche Blätter aus Böhmen. 1. Heft: Vermischte Schriften von Dr. Jol. Hans. Rikensberg, Selbstverlag.
Famien, R. v., Kaiser Wilhelm II. Nord- und Südländfahrten. Reich illustriert von ersten deutschen Künstlern. 1. u. 2. Berlin, Deutsch-Nationaler Verlag.
Internationale Revue über die gesamten Armeen und Flotten. VII. Jahrg. 1. Heft. Kopenhagen, M. Bohnsen.
Müller, H. und Karl, Tiere der Heimat. Mit Bildern nach Aquarellen von G. F. Deiler. 1. u. 2. Heft. Th. Fischer.
Müller, R., Deutschlands Einigungskriege 1864—1871. 1. u. 2. A. Neumann.
Naturleben, das heimische, im Kreislauf des Jahres. Ein Jahrbuch der Natur. Herausg. von R. Kuhl. 1. u. 2. Berlin, R. Oppenheim.
Schweizerische Porträt-Galerie. Heft 7. Carl Hügli & Co.
Schumann, R., Intellig. Traktat. München, J. Hiller.
Siel, G., Moderne Kien. Ein Glaubensbekenntnis in Sprüchen und Strophen. Leipzig, G. Hefel.

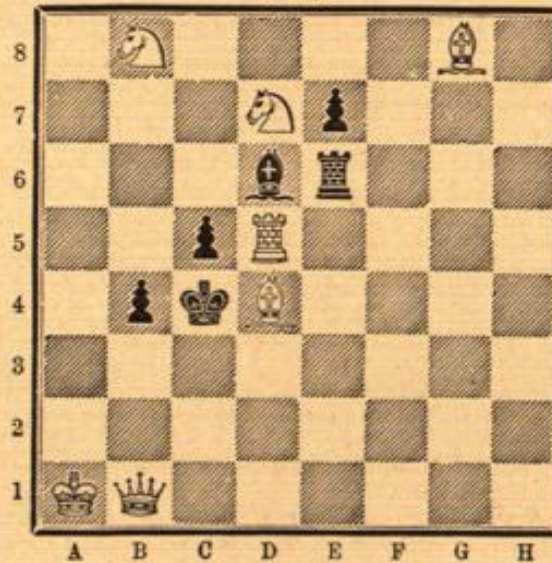
Schach.

(Redigiert von Jean Tustredne.)

Aufgabe Nr. 11.

Vom Prediger Jespersen in Dänemark.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 9 Seite 418:

Weiß. Schwarz.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. A.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. B.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. C.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. D.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. E.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. F.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. G.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. H.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. I.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. J.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. K.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. L.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. M.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. N.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. O.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. P.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. Q.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. R.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. S.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. T.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. U.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. V.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. W.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. X.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. Y.
1) D. B 4 — A 3. Hierdurch tritt Zugzwang ein. 1) R. E 5 — D 4.
2) G. H 4 — F 3 Matt. Z.

Geographischer Rebus.



Die unbeschriebenen, durch Fragezeichen nicht markierten geographischen Objekte (auf Blatt 1 der Ort nordwestlich von Bodrog-Keresztur und auf Blatt 2 der Drina Zufluss) sind entweder aus dem Gedächtnis oder mit Hilfe eines geographischen Atlases zu bestimmen und sodann in Verbindung zu bringen, wodurch wir den Namen eines schweizerischen Flusses erhalten.

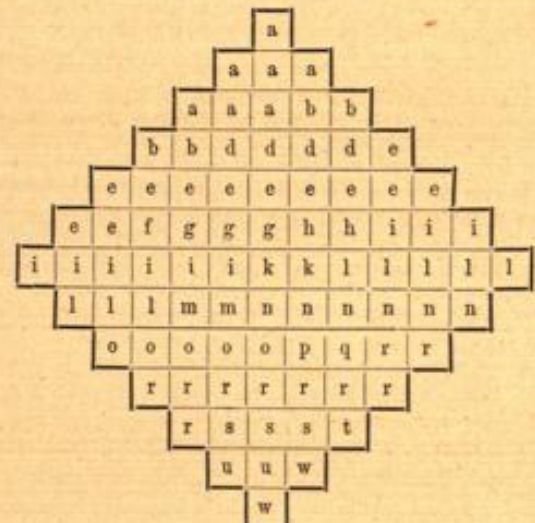
Auflösung des Bilderrätsels Seite 490:

Ursache und Wirkung.

Auflösung des Billard-Arithmogriph Seite 490:

1) Kom. 5) Nord.
2) Dom. 6) Wade.
3) Kose. 7) Amor.
4) Kose. 8) Dora.

Diamanträtsel.



Obige Buchstaben sollen so verteilt werden, daß die senkrechte, wie die waagrechte Linie ein und dasselbe Wort ergeben, nämlich den Namen einer hohen Persönlichkeit; außerdem müssen die waagrechten Linien folgendes bilden: 1) Einen Buchstaben, 2) Raubbogel, 3) weiblicher Rufname, 4) Stadt in Schottland, 5) Stadt in Preußen, 6) Badeort im Elbthal, 7) eine sehr hohe Zahl, 8) berühmter Opernkomponist, 9) Fabeltier, 10) beliebiger Schriftsteller, 11) Frauenstimm, 12) Buchstabe.

Rösselsprung.

fra-	ne	weit	ber-	gar-	ri-	und	voll-
auf-	ü-	er-	frei-	nach	en-	am	far-
ran-	mal	glängt	den	ho-	ben	jont	bet
den	sprü-	de	ein-	nach	mahnt	ten	sich
wenn	ter	schwe-	hend	ban-	in	mag	bet
mal	wenn	mit	sch-	sch's	ringt	ben	nach
fun-	der	ein-	ent-	krach-	daß	schwen-	so
es	im	de	tag	ver-	oft	ten	ir-

Soeben wurde ausgegeben No. 31 des fiebzigsten Jahrgangs der Deutschen Romanbibliothek.

— Großquart-Ausgabe. —

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich,
in 14-tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

In den letzten Nummern haben zwei hochinteressante Romane begonnen:
Unter deutschen Palmen. **Die Chauvinisten.**

Roman von
Christian Benckard.

Roman von
Eugen von Jagow.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ kann noch
jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei der-
selben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man die „Illustrierte
Welt“ bezieht.

Von der „Salon“-Ausgabe der „Deutschen Romanbibliothek“,
welche in jährlich 26 Halbbänden (von je 10–11 Bogen) à 40 Pf.
in Buchform erscheint, wurde soeben der 9. Halbband des Jahrgangs
1889 ausgegeben. Diese „Salon“-Ausgabe hat den Vorteil des
kleineren (Buch-) Formates und ermöglicht, jeden der komplet erschienenen
Romane sofort einbinden zu lassen, da jeder Roman apart paginiert ist.
Die bereits erschienenen Nummern, Hefte oder Halbbände des Jahr-
gangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum
Subscriptionspreise nachgeliefert.

Wir laden alle Abonnenten von „Illustrierte Welt“ zum Abonne-
ment auf unsere „Deutsche Romanbibliothek“ als überaus billiges
und äußerst gediegenes Ergänzungs-Journal freundlichst ein.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Kleine Korrespondenz.



Abonnentin in Kassel. Der Autor wohnt in Stuttgart. Dank
für freundliche Teilnahme. Vielleicht. Ja, v. Schl. in P. erscheint jetzt
in italienischer Uebersetzung.

Hrn. J. Sommer in Tetsch. Versuchen Sie es mit Haukenblase.
Hrn. J. Kroll in Berlin. Die Badische Anilin- und Soda-
fabrik, Ludwigshafen a. Rh.

Abonnentin in Bielefeld. Weiß denn Ihr Kleiner nicht, daß das
Papier bei den Druckerpressen für Kinder angefeuchtet werden muß, damit
es die Druckerwärme annimmt?

Hrn. M. in J. Die angegebene Methode der Weinprüfung ist eine
von Laien häufiger angewendete, doch sehr rohe Probe. Derselbe beruht
darauf, daß ein schnelles Diffundieren in das Wasser stattfindet, wenn
durch reichlichen Zusatz von Zucker und so weiter das spezifische Gewicht
des Weines wesentlich erhöht worden ist. So einfach ist die Entscheidung,
ob ein echter oder gefälschter Wein vorliegt, denn doch nicht, wie der
Einfacher des „Rezeptes“ sich denkt.

Hrn. K. in Mediasch. In unserer Verlagsbuchhandlung ist ein
solches Bild nicht erschienen. Wir empfehlen Ihnen zu einem hübschen
Wandschmuck als Pendant die beiden Oelfarbenbilder „Wolf und
Lamm“ und „Der Liebhaber“; ersteres kostet für Sie als Abonnentin nur
Mark 1.50, letzteres 1 Mark.

Kgl. B. in St. Petersburg. Unserem medizinischen Mit-
arbeiter zur Beantwortung übergeben.

Hrn. J. Widnauer in Barmen. Vom 22. Februar bis 2. März
1890 findet eine zweite große allgemeine Ausstellung von Fahrrädern und
Fahrradzubehörsen in Leipzig statt. Wenden Sie sich deshalb an Herrn
Theophil Weber, Leipzig, Weichstraße 26.

Hrn. E. in W. Solche existieren in allen größeren Städten. Tag
ein Lehrer besondere Vorzüge in diesen gemachten, ist und unbekannt.
Rambold: die in Stuttgart, dann die „Thuringia“ und so weiter.

Abonnent St. in Hildburghausen. Regierungsrat Oskar
Wedding, Geburtsort Königsberg.

Hrn. G. Krause in Rannheim. Durch Konvention der ameri-
kanischen Automobilfabrikanten sind die Preise für Autos sehr hoch. Einen vor-
trefflichen Ersatz bietet die neue Fichtennadelwagen von Daimler. Näheres
können Sie in dem Patentbureau von R. Lüders in Göttingen am besten
erfahren.

Richtige Übungen von Rätseln, Rebus, Charaden etc. sind zu-
gegangen von: Hr. Marie Dürsch, Ulfa; Abonnentin in
Barmen; Gustave Morly, Paris; Mina Hartner, Ulm;
Frida Holleben, Halle; Sarah Rünzig, München; Elise
Maulbeis, Köln; Luise Wulfer, Berlin; Amelie Gantner,
Kassel; Gertha Adam, Kopenhagen; Frau Helene Haas,
Kinn; Ottilie Palmus, Stockholm; Antonie Sartong,
London; Eva Treuberg, Chicago; Mina Wendel, Perle-
berg; Hrn. E. und P. Nathansohn, St. Petersburg; R. Keller,
Jansbrunn; M. Koller, Durbach; E. Wehler, Strassburg;
Stenograph, Barmen; E. Fuchs (H. Koburg); Th. Jahr,
J. Wagner, Zerbst; R. Kellner, Prag; D. Kohnen, Belgard;
J. Gaugler, Ravensberg; M. Grau, Ulm; F. Grunberg,
Danzig; J. Blomberg, Breslau; W. Gnaus, Götting; H.
Wimmer, Ulm; J. Gräneberg, New-York; D. Hiemer,
Ulm; W. Rientrop, Amsterdam; J. Tjaden, Bremen.

Anfragen.*

19) Auf welche Weise kann man edle Spalierobstzweige binden, wenn
Beit wegen Feuchtigkeit bald zu mürbe wird und Metall den jungen
Zweigen zu schaden scheint?

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit
Bergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgelt-
lichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Für die Reise und Daheim!

Wohlfühl-Ausgaben

der besten Romane und Novellen
in elegant gebundenen Bänden.
Neue Serien 1889. In neuen effektvollen Umschlägen.

In dieser Sammlung sind soeben neu erschienen:

- Pellew von Geyern, Gräfin Resi. 3 Teile in 2 Bdn. Preis M. 2.—
(Gregor Samaran.)
Joh. von Dewall, Nordlicht. 3 Teile in 2 Bdn. Preis M. 3.—
Joh. von Dewall, Graf Rubezahl. 2 Teile in 1 Bd. Preis M. 1.50.
Karl Freyzel, Nach der ersten Liebe. 2 Teile in 1 Bd. Preis M. 1.50.
Hugo Klein, Blinde Liebe Preis M. 1.—
L. Freiherr v. Ompeda, Alte Schulden Preis M. 1.50.
H. v. Reichenbach, Coeurdamen Preis M. 1.—
H. Rosenthal-Bonin, Das Haus mit den zwei
Eingängen Preis M. 1.—
Leo Warren, Die Jagd des Todes. 2 Teile in 1 Bd. Preis M. 1.50.
(Gregor Samaran.)
Leo Warren, Im Hörselberg. 2 Teile in 1 Bd. Preis M. 1.50.
(Gregor Samaran.)

Diese Romane etc. unserer besten deutschen Autoren zeichnen
sich ganz besonders aus durch ihre elegante Ausstattung, ihren
schönen, vortrefflich lesbaren Druck auf prächtigem weißem Papier
und ihre außerordentliche Billigkeit. Sie eignen sich ganz vor-
züglich als Reise-Lektüre, wie auch zur Anschaffung für Volks-,
Peregrin-, Haus- und Familien-Bibliotheken.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und
vorrätig auf allen Bahnhöfen.

Im Falle eine Buchhandlung nicht am Orte ist oder sonst Schwierigkeiten
für den Bezug sich erheben, ist die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung in Stutt-
gart bereit, gegen Frachteinhebung des Betrages die Expedition der ge-
wünschten Bücher zu vermitteln.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Einzelne Inseraten-Aufnahme bei Rudolf Mosse
Anzeigen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutsch-
lands u. d. Auslands.
1 Mk. Preisveränderung.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Ham-
burg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag,
Stuttgart, Wien, Zürich.

Soeben erschien folgende hervorragende Neuigkeit schon in 3. Aufl. Von der Wiege bis zum Grabe.

Ein Cycles von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen.
Von Carl Reinecke, op. 202.

Inhalt:	Preis:	2 h. 4 h.
1) Kinderträume	M. 1.—	1.30
2) Spiel und Tanz	1.—	1.30
3) In Grossmütterchen's Stüb- chen	1.—	1.30
4) Rastiges Schaffen	1.—	1.30
5) In der Kirche	80	1.—
6) Hinans in die Welt	80	1.30
7) Schöne Maienacht, wo die Liebe wacht	80	1.—
8) Hochzeitszug	80	1.—

Verbindender Text gratis.

Ich empfehle diese hinreissend schönen Stücke unseres berühmten Meisters Prof. Dr.
Carl Reinecke allen Musikfreunden angelegentlichst, dieselben sind ein Schatz für
jede Familie, erfreuen und erheben Jung und Alt.

Zu beziehen durch jede Buch- und Musikhandlung oder direkt franks vom Verleger.
Jul. Heine, Zimmermann, Leipzig — St. Petersburg — Moskau.

Dresdner Nachr.: So reizend und charakteristisch, dass sie nicht verfehlen werden,
die allgemeine Aufmerksamkeit der musikalischen Welt auf sich zu lenken.

Prof. Breslau im Klavierlehrer: In feinsten Meisterschaft gezeichnet. Wir machen
die klavierspielende Welt auf das reizende Werk aufmerksam.

Universal-Bibliothek
4 Hefte
auch einzeln
a. 25 Pf. Porto
b. 30 Pf. Porto
c. 35 Pf. Porto
d. 40 Pf. Porto
e. 45 Pf. Porto
f. 50 Pf. Porto
g. 55 Pf. Porto
h. 60 Pf. Porto
i. 65 Pf. Porto
j. 70 Pf. Porto
k. 75 Pf. Porto
l. 80 Pf. Porto
m. 85 Pf. Porto
n. 90 Pf. Porto
o. 95 Pf. Porto
p. 1.00 Pf. Porto
q. 1.05 Pf. Porto
r. 1.10 Pf. Porto
s. 1.15 Pf. Porto
t. 1.20 Pf. Porto
u. 1.25 Pf. Porto
v. 1.30 Pf. Porto
w. 1.35 Pf. Porto
x. 1.40 Pf. Porto
y. 1.45 Pf. Porto
z. 1.50 Pf. Porto

Wer billig laden will,

bestelle bei der nächsten Buchhandlung oder Post-
anstalt (Postg.-Kart. Nr. 1623)

für eine Mark vierteljährlich
das illustrierte humoristische Volksblatt:

Der Dorfbarbier

(Auflage garantiert 22.000.)
Probennummer gratis und franks durch die
Verlagsbldg. v. Wilhelm Pfeils (Grafen-Str.)
Berlin SW. 48.

Java-Kaffee.

Feiner blauer Java-Kaffee Mark 11.50.
Feine gelbe Branger Java . . . 11.00.
Grün. Java Branger Solb. . . 10.50.
Grünlich Java rein. Grödm. . . 10.00.
Pakete netto 4 1/2 Kilo frei verzollt gegen
Nachnahme bei
J. A. G. Kerkhoff, Rotterdam, Holland.

CACAO-VERO.

entölt, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen
wir einen in Wohlgeschmack, hoher
Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und
der Möglichkeit schnellster Zubereitung
(ein Aufguss kochenden Wassers
ergibt sogleich das fertige Getränk) un-
übertreffl. Cacao.
Preis: per 1/2 1/4 1/2 1/4 = Pf. - Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Für angenehme wie geübter Gabelberger
Stenographen bietet sehr interessanten, er-
stgen. wie weiteren Vertrieb.

Die Münchener Stenographische Wochenschrift

mit in Stein gravierter, sehr schöner Schrift.
Preis bei wöchentlichem Zustellung durch die Ex-
pedition M. 1.20 per Vierteljahr, bei monat-
licher M. 1.—. Auch nehmen alle Postanstalten
und Buchhandlungen Abonnements an. In Mün-
chen liefert die M. Biegersche Universitäts-
buchhandlung.

Redaktion und Expedition Hofmannstr. 20/L.

FACHSCHULE
für Müller u. Mühlenbauer
DIPOLDISWALDE

Sammlern, welche sich über die besten Briefmarken informieren wollen, empfehlen wir das bereits seit 14 Jahren bei uns erscheinende



bestens zum Abonnement. Diese kleine u. ver-
breitete aller deutschen Briefm.-Zeitung ist
monatlich redigiert, erscheint monatlich
zweimal, bringt in jeder Nummer sämtl.
neu erschienenen Postwertzeichen illustriert,
teilweise sogar in Originalfarben, ferner
Aufsätze über Briefm.-Kunde, Beschreibung
falschender Fälschungen u. a. w.

Senf's Briefmarken-Journal.

Trotzdem der Inhalt dieses bereits von mehr
als 15,000 Sammlern geliesenen Fachblattes ein
überraschend reichhaltiger, ist der Preis des-
selben, pro 12 Nummern
nur 1 M. 50 Pf. (= 1 Goldst.)

gewiss ein enorm billiger. Durch die in jeder
Nummer befindlichen wertvollen Marken-
Grafiken, Karten, Briefm.-Facs, u. Farb-
karten wird die an u. für sich schon geringe Aus-
gabe für das Abonnement derart gemindert,
dass der Abt. die Zeitung fast umsonst er-
hält. — No. 1 Probe-Nr. mit
von 1888 als
der wertvollen Gratisbeilage: Guatemala.
Postkarte (acht, ungepost. u. ganz) versenden
nur gegen Einsendung v. 15 Pf.
(10 Kr.) überall hin franko.

Gebrüder Senf
in Leipzig. Jede Buch-
handlung, u. Ausländer, jede Postanstalt
(Zugs-Preisliste Nr. 2795) neh-
men fortwährend Abonnements entgegen.



Viele
Neuheiten
in Schuss- u. Hieb-
Stich-Waffen.

Preislisten gratis.
Hippolit Mehles, Waffenfabrik
Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Photographische Apparate!

Komplet von 50 Ref. (sein Spiegel) berl.
Zusätz. Katalog gratis u. franks.
Joh. Sachs & Co.
Königliche Kronenplattendrucker Deutschlands.
Berlin S., Ritterstr. 88.

Die grosse Nachfrage nach m. Fabrikat u.
die vielen Anerkennungsbescheide, die ich
in kurzer Zeit erhalten, haben mich veran-
lasst, den Käse in gröss. Massstab herzu-
stellen. Ich bin jetzt in der Lage, jeden
Auftrag postwend. zur Ausführung zu bringen.
W. Veth, Ganderheim a/H.

HAMBURG AUSSTELLUNG

Vom
15. Mai
bis
Oktober
1889.
Gewerbe und Industrie
Handels-Ausstellung
Kunst-Ausstellung
Gartenbau-Ausstellung

unter Beteiligung der
Nachbarstädte
Altona, Ottensen,
Wandsbeck, Harburg.

Enthaarung.

Mundellus'sches Deerinatorium.
Unschädli. Mittel, um die so verunreinigten
Arm- und Gesichtshaare bei Damen spurlos
schnell u. ganz schmerzlos zu entfernen. Fl. 3 M.
Apoth. Mundellus, Berlin, Linsenstr. 19.

JAPAN T.S.K. SOYA

zur Würzung und Kräftigung von
Suppen, Braten, Tunken, Fisch etc.
In Delicatess-, Drogen- und
Colonialwaaren-Geschäften.
General-Depositar für Deutschland:
F. G. Taen Arr-Hee, Berlin W.

Ersparnisse

machen diejenigen Damen, welche vor Beginn
grösserer Arbeiten Muster meiner Spezialität:
Strickwollen, Rock- u. Decken-Wollen,
aus engl. Kammgarn, Zephyr u. Kamel-
haar, meine absolut echtfarbigen Baumwoll-
garne Hahlgarne mit genau pass. Kongress-
stoff „Hoffmanns Goldetikett“ a. w. ver-
langen. Tausende intelligenter Hausfrauen
rühmen die gebotene Auswahl, die Solidität
und Billigkeit meiner Erzeugnisse.

Paul Hoffmann, Ruhrort a/Rh.

Wer seinen Bedarf in
Anzugstoffen

(Wadstoffe, Kammgarn, Valetostoffe, schwarze
Tuche etc.) in guten u. reellen Qualitäten sehr
billig beziehen will, wende sich direkt an die Firma:
Egmont Hammer in Forth i. d. Lauffh.

Tuch-Manufaktur & Versand-Gesellschaft.
Wulferstr. 11. — Abgabe jedes beliebig. Maßes.
— Versand gegen Einbindung des Betrages od.
Nachnahme. — Garantie: Zurücknahme.

Wer seinen Bedarf in
Anzugstoffen

(Wadstoffe, Kammgarn, Valetostoffe, schwarze
Tuche etc.) in guten u. reellen Qualitäten sehr
billig beziehen will, wende sich direkt an die Firma:
Egmont Hammer in Forth i. d. Lauffh.

Tuch-Manufaktur & Versand-Gesellschaft.
Wulferstr. 11. — Abgabe jedes beliebig. Maßes.
— Versand gegen Einbindung des Betrages od.
Nachnahme. — Garantie: Zurücknahme.

Wer seinen Bedarf in
Anzugstoffen

(Wadstoffe, Kammgarn, Valetostoffe, schwarze
Tuche etc.) in guten u. reellen Qualitäten sehr
billig beziehen will, wende sich direkt an die Firma:
Egmont Hammer in Forth i. d. Lauffh.

Tuch-Manufaktur & Versand-Gesellschaft.
Wulferstr. 11. — Abgabe jedes beliebig. Maßes.
— Versand gegen Einbindung des Betrages od.
Nachnahme. — Garantie: Zurücknahme.

Wer seinen Bedarf in
Anzugstoffen

(Wadstoffe, Kammgarn, Valetostoffe, schwarze
Tuche etc.) in guten u. reellen Qualitäten sehr
billig beziehen will, wende sich direkt an die Firma:
Egmont Hammer in Forth i. d. Lauffh.

Tuch-Manufaktur & Versand-Gesellschaft.
Wulferstr. 11. — Abgabe jedes beliebig. Maßes.
— Versand gegen Einbindung des Betrages od.
Nachnahme. — Garantie: Zurücknahme.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster. Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Stottern
heilt **Rudolf Denhardt's**
Angründl. **Eisenach** Prosp.
Heilung. (früher Burgsteinfurt).
Gartenlaube 1879 No. 13. 1879 No. 5. **Königs**
Anst. Deutschl., die mehrst. Anst. ausgezeichn.



Professa
Farmellen
Kosm.-biol. Genusmittel
gegen Magerkeit
von **L. Pietsch**.
Preobren-Blasivitz,
Polenstr. 44. Ober-Indn.
Laboratorium.
bewirkt spezifisch u. sehr
Entwicklung u. Con-
servierung voller Form
und Schönheit der Brust.
D. Garten 10 Markt. Gegen
Einführung des Betruges
oder Nachahmung, auch vor-
läufig. Alle Rühre in
der Gebrauchsanw. Diskretion geschützt.

Herren-Kleider-
stoffe in Buckskin, Kammgarn, Tuch
etc. **Vorteilhafteste** Bezugsquelle für
Private, Abg. jed. Meterzahl. Muster frei.
Carl Haussig, Cottbus.



Wollstoffe
zu Damenkleider
Regenmäntel etc. offeriert zu
billigsten Fabrik-Preisen das
Wollwaren-Fabrik-Geschäft
Alwin Tietze, Grolz
Abgabe jeden beliebigen Einzel-
masses direct an Privateute.

Singer-Nähmaschinen
für Fußbetrieb, elegant, mit Verschlußstufen,
geräuschlos gehend, liefert unter Garantie vor-
züglicher Leistungen zum Engros-Preis v. 54 M.
geg. Nachnahme. Referenzen werden nachgewiesen.
Ed. Gebler, Kaufbeuren
(Bavern).

Auflage 352.000; das verbreitetste
aller deutschen Blätter überhaupt;
außerordentlichem Ueberflusse
in zwölf fremden Sprachen.



Die Wollwelt.
Illustrirte Zeitung
für Toilette und
Handarbeiten. Wo-
natlich zwei Num-
mern. Preis vier-
teljährlich M. 1.25
— 75 Pf. 3 Bände
erscheinen:
1. Nummern mit Toi-
letten und Hand-
arbeiten. enthaltend
gegen 2000 Abbil-
dungen mit Be-
schreibung, welche
das ganze Gebiet
der Garderobe und Handarbeiten für Damen,
Mädchen und Knaben, wie für das zartere
Kindesalter umfassen, ebenso die Bedürfnisse
für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc.,
wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Um-
fange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für
alle Gegenstände der Garderobe und etwa
400 Muster-Bezeichnungen für Weiß- und
Buntstiche, Namen- und Ornamente.
Abonnenten werden jederzeit angewiesen bei
allen Buchhandlungen und Postämtern.
Probe-Nummern gratis und franco durch die
Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 30;
Wien I., Dorotheengasse 2.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Friedrich Spielhagens
Ausgewählte Romane
in ca. 60 Lieferungen à 30 Pf.
Verlag von **L. Staackmann, Leipzig.**

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen,**
Migräne, Neuralgische Schmerzen,
Rheumatismen, Keuchhusten u. A.

Dosis nach ärztlicher Verordnung.
(Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm.)

Dr. Knorr's Antipyrin

zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich
„Dr. Knorr's Antipyrin“. Jede Original-Büchse trägt
den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr“ in rotem Druck.

Feines Tafelgeflügel „Monopole Hongrois“

(naturell mitschgemästet oder getrüffelt)
sowie ungarische Legehühner u. Zuchthühner wegen
ihrer vorzüglichen, auf erhöhte Eierproduktion gerichteten Eigenschaften:

„Die Perlen des ungarischen Tieflandes“ genannt, liefert
als Spezialität von einem Vorküchlein aufwärts bis zu ganzen Wagonladungen
unter Garantie für lebende Ankunft die bestmögliche

Ungarische Hühnerzucht des
Victor Haydecker in Püspök-Ladány, Ungarn.

Preise per Stück überallhin franko, zollfrei und emballagefrei:
1888er ausgewachsene (Perlen des ungar. Tieflandes) legernde Tiere pr. St. M. 2.20
1888er ausgewachsene Zuchthühner u. Zuchthühner (ohne Farbenschrift) pr. St. M. 2.—
1888er dreierlei ausgewachsene Legehühner (in ca. 3 Monaten legend) pr. St. M. 1.80
1888er Küken, (frühe zuchtfähige Tiere) pr. St. M. 1.30
Poularden (getrüffelt) pr. St. M. 2.—
Poularden (fines-harbes Maßung mit jungem jartem Fleisch) pr. St. M. 2.20
Mastküken (Poularden) 1888er Brut (höchst jartem Fleisch) nicht
unter 6 Stück pr. St. M. 1.30
Masthühner (gemäß. schlachtfähige Exportiere) nicht unter 6 St. pr. St. M. 1.—
Jungenten (auf das Fleisch gemästet) pr. St. M. 2.20
Jungkänne (auf das Fleisch gemästet mit möglichem Fettanlag) pr. St. M. 4.52
Eine Probefrucht enthaltend: eine Ente (getrüffelt), ein Poularde
(getrüffelt) und ein Poularde (fines-harbes Maßung) mit nur jungen jartem Fleisch
oder ein ungarischer Zuchthahn samt den dazu passenden zwei Legehühnern (von
den Perlen des ungarischen Tieflandes) wird für M. 6.50 überallhin nach Deutschland
franko, zollfrei und emballagefrei unter Garantie für lebende Ankunft versendet.



CRÈME SIMON

besetzt in einer Nacht alle Misset, Frostbeulen,
Lippenrisse, ist unersetzlich gegen **aufgesprungene**
Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe und macht die
Haut blendend weiss, kräftigt und parfümiert sie. Dieses
unvergleichliche Product wird von den berühmtesten
Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damen-
welt allgemein angewandt.
J. SIMON, 36, Provence, PARIS. In allen Apothek. u. Parfüm.

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilstiftung

bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen
Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-,
Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettleucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. a. w.
Sommer- u. Winterkuren. Prospekt mit Beschreibung der Methode gratis
durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mose.

Bestes Putzmittel der Welt!



Ueberall vorrätig.
Man achte genau auf unsere Firma
und Schutzmarke!



Man verlange gegen vor-
herige Einsendung von
20 Pf. in Marken aller
Länder, illust. Preis-
liste über Prachtfinken,
rahme, sprechende Pa-
pagaen, Affen, Geweihe,
sowie Möbel aus Ge-
weihen. Grösste Aus-
wahl zu Geschenken passend für Thier-
und Naturalienliebhaber.
H. Kums, Weltversandgeschäft,
Warmbrunn i. Schl.

Cognac der Export-Cie.

für Deutschen Cognac
Köln a. Rh., Saliering 55,
bei gleicher Güte bedeutend
billiger als französischer.
Man verlange stets Etikettes mit unserer
Firma.
Director Verkehr nur mit Wiederver-
käufern.

Ueberall zu haben ist:
RIEBIG Company's
Fleisch-Extract
Nur aecht wenn jeder Topf
den Namenszug **Riebig**
in **BLAUER FARBE** trägt.

Musik-
Instrumente und Artikel aller Art 10—15 pCt. billiger geworden.
Violinen, Luthern, Saiten, Blasinstrumente, Trommeln, Harmonikas.
Spielzeug, Musikwerke, Musikgeschenke aller Art.
Nur garantiert gute Waren. Beste Bezugsquelle. Ferner
groszen Musikalienlager, billigste Preise. — Preisl. gratis-franko.
Instr.-Fabrik **ERST CHALLIER** (Rudolphs Nachf.) in GIESSEN.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neuestes und schönstes Geschenk für junge Damen.

Sieben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Aus der Töchter Schule ins Leben.

Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen.

Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte
herausgegeben von

Amalie Gaisch, geb. Marggraff.

Mit einem Titelbild von **Emanuel Späher.**

Preis gebietet 5 Mark; in elegantem Original-Einband Preis 6 Mark.

Inhalt: Bildung. — „Deutsche Frau“, von Oskar von Rehm. — An die junge Leserin. — Erstes Buch. Wie soll ein Mädchen sein? I. Geist und Ich.
II. Im Elternhaus. III. Im Pensionat. IV. In der Gesellschaft. V. Am Rüstisch. VI. Am Rüstisch. VII. Bei der Schür. VIII. Für das liebe Ich. IX. Bei Spiel und Sport. X. Im Brautstand. —
Zweites Buch. Was kann ein Mädchen werden? I. Der häusliche Beruf. von Frau Marggraff. II. Die Weltbühne. von Marie von Rehm. III. Die
Kindergärtnerin. IV. Das weibliche Lehramt. V. Die Gelehrerin. VI. Die Geschäftsführerin. VII. Die Krankenpflegerin. von Marie von Rehm. VIII. Kauf-
männische und gewerbliche Thätigkeit. IX. Auf kunstgewerblichem Feld. nach Mitteilungen von Frau Marggraff. X. Die Kunst als weiblicher
Beruf. von Luise Adolphs de Sen. XI. Der Weg zur Bühne. XII. Im Künstleratellier. von Otto Gaisch. XIII. Die Schriftstellerin. XIV. Der wissenschaft-
liche Beruf. mit Beiträgen von Dr. med. Franziska Eberlin. — Schlusswort. — Register.



Das Buch trägt der modernen Frauenbewegung gebührend Rechnung und erörtert dabei alles das, was im allgemeinen zu geistig und leiblich gesunder, edel weiblicher Heranbildung eines jungen Mädchens
unerlässlich ist. Die erste Abteilung verbreitet sich über das Leben im Elternhaus, im Pensionat, in der Gesellschaft, über die Thätigkeit am Näh- und Schreibisch, über Lektüre, Gesundheits- und Schönheitspflege, Spiel
und Sport und begleitet das junge Mädchen bis an die Schwelle des Ehelebens; die zweite Abteilung zieht alle wesentlichen Berufswege in Betracht, für die ein Mädchen sich ausbilden kann, von der häuslichen
Beschäftigung an bis zu den streng fachwissenschaftlichen Studien und Laufbahnen — alles das aber nicht in trockenem, dogmatischem Tone, sondern in interessanten und anregend wirkenden Lebensbildern, welche die
Aufmerksamkeit der Leserin fest und erhalten. — Dieses prächtige Buch fällt eine fühlbare Lücke aus in der Literatur sowohl für Töchter, welche die Schule verlassen haben und nun zum Eintritt ins Leben sich
vorbereiten müssen, wie auch für junge Damen, die irgend einen Beruf erwählen; es eignet sich deshalb in ganz hervorragendem Maße zu einem wertvollen und gezeimenden Geschenk für junge Damen.